

aufbau

DAS JÜDISCHE MONATSMAGAZIN

Nr. 6
Dezember 2015/Januar 2016, 81. Jahrgang
Europa € 6.00
USA \$ 8.00
Israel NIS 18.00
Schweiz CHF 6.00
www.aufbau.eu



Yves Kugelmann

Krieg oder Krieg

Seite 5

Sarah Gilman

Das blaue Fenster

Seite 6

Ilan Ben-Zion

**Angst auf den
Strassen**

Seite 9

Johnna Kaplan

**Schwache Worte,
starker Hass**

Seite 12

Anna Goldenberg

**Vom Suchen
und Finden**

Seite 14

Peter Schwartzstein

**Gefährliche Recherchen
in Kairo**

Seite 16

Amelia Bienstock

**Zwischen Scherz
und Schabbat**

Seite 18

Susannah Edelbaum

**Leben auf
teurem Pflaster**

Seite 20

Christine Estima

**Schutz in London,
Hohn in Toronto**

Seite 23

Unsere Welt

Von Kairo bis Alaska: Was junge Stimmen bewegt

including
english
section



Zusammen mit anderen Persönlichkeiten und mit der Unterstützung der Völkergemeinschaft hat **Dr. Ludwik Rajchman** das **Kinderhilfswerk UNICEF** initiiert. Auch wenn Sie kein Diplomat sind: Sie können etwas Bleibendes für die Nachwelt schaffen. Mit einem Testament oder Legat zugunsten von UNICEF bauen Sie das Fundament einer besseren Welt für Kinder. Wir informieren Sie gerne:
UNICEF Schweiz, Baumackerstrasse 24, 8050 Zürich, Telefon +41 (0)44 317 22 66
www.unicef.ch

unicef 

Ben Vautier

ist alles Kunst?

Museum
Tinguely, Basel

21.10.2015
– 22.01.2016

museum
Tinguely
ein kulturengagement von roche

© 2015 ProLitteris, Zürich

Unsere Welt

Die vorliegende Ausgabe ist ungewöhnlich für *aufbau*. Wir haben in den letzten Jahren eine Reihe jüngerer Autoren, vor allem aber auch Autorinnen gefunden, die ein breites Themenspektrum behandelt haben. Wie üblich gab die Redaktion dabei jeweils Vorgaben, entsprechend dem jeweiligen Schwerpunkt der Hefte. Doch hier drehen wir den Spiess um und machen jüngere Journalisten selbst zum Thema. Mit Ausnahme der Wienerin Anna Goldenberg stammen alle aus den USA oder Kanada und sind jüdischer Herkunft oder haben zumindest jüdische Vorfahren. Etliche teilen die deutsch-jüdischen Wurzeln von *aufbau*. Wir haben sie um Vorschläge für Essays oder Geschichten gebeten. Einzige Vorgabe dabei: der Gegenstand sollte ihnen persönlich am Herzen liegen.

Die Ergebnisse überraschen. Und das in mehrerer Hinsicht. Zunächst imponiert die Bandbreite der Themen bereits rein geographisch gesehen. Wie die Zeile «Von Kairo bis Alaska» auf dem Titel signalisiert, sind die «neuen Stimmen» ausserordentlich mobil und unternehmungslustig. Zudem gehen ihre Beiträge zwar stets von persönlichen Erfahrungen aus, aber weit darüber hinaus und sprengen so das unter älteren Jahrgängen beliebte Bild einer in sich selbst und ihre digitalen Gerätschaften verliebten Generation.

So berichtet Peter Schwartzstein aus Kairo über das gefährliche Leben als Auslandskorrespondent in einem Land unter erneuerter Militärdiktatur. Oft muss Schwartzstein lächerlich klingende Fragen hören wie die, ob er nun Agent der CIA oder des Mossad sei. Dahinter steht jedoch die Realität landläufiger Verschwörungstheorien, die gerade am Nil Journalisten schnell zum Verhängnis werden können. Geographisch und thematisch am nächsten ist der Beitrag von Ilan Ben-Zion, der aus Neuengland nach Israel umgezogen ist und unter dem Eindruck der neuen Welle palästinensischer Messerattacken aus der Jerusalemer Altstadt berichtet. Hass auf Juden ist ein Thema, das auch Johnna Kaplan in Connecticut umtreibt. Sie schildert ihre Versuche, dagegen anzukämpfen und zieht ein eher düsteres Fazit. Christine Estima schreibt dagegen über den Umgang mit Feindseligkeit und sexueller Belästigung, die sie in London und Toronto selbst erfahren hat. Dabei ergriffen Kanadierinnen Eigeninitiative, nachdem sie sich immer wieder von der Polizei Torontos im Stich gelassen sahen.

New York steht gleich im Zentrum von drei Texten. Schildert Anna Goldenberg die Attraktion der Stadt und ihre allmähliche Ernüchterung durch untragbare Lebenshaltungskosten und ewige Hast, so haben Susannah Edelbaum und viele ihrer Freunde zumindest aus den Preisen am Hudson die Konsequenzen gezogen und in Berlin eine neue Heimat gefunden. Doch womöglich folgt ihnen die «Gentrifizierung» sogar in die Plattenbauten an der Spree. Amelia Bienstock macht New York derweil als jüdische Metropole anschaulich, in der ihre Generation nicht nur aus unendlich vielen Angeboten wählen kann, sondern eigene Pfade bahnt.

Um Wege geht es auch bei Sarah Gilman. In Colorado aufgewachsen, hat sie Pfade in der Bergwildnis der Rocky Mountains angelegt. Als Redakteurin von «High Country News», der eminenten Zeitschrift für Kultur, Politik und Natur im amerikanischen Westen, erkundet sie auch weglassene Regionen. Hier nimmt uns Gilman mit zu einer körperlichen und spirituellen Grenzerfahrung in der Gletscherlandschaft des Harding Icefield auf der Kenai-Halbinsel von Alaska (siehe ihr Portrait auf der Titelseite).

inhalt

STANDPUNKT

Yves Kugelman	
Krieg oder Krieg	5

NACHWUCHS

ALASKA	
Sarah Gilman	
Das blaue Fenster	6

ISRAEL	
Ilan Ben-Zion	
Angst in den Strassen	9

SOZIALES ENGAGEMENT	
Johnna Kaplan	
Schwache Worte, starker Hass	12

NEW YORK	
Anna Goldenberg	
Vom Suchen und Finden	14

ÄGYPTEN	
Peter Schwartzstein	
Gefährliche Recherchen in Kairo	16

IDENTITÄT	
Amelia Bienstock	
Zwischen Scherz und Schabbat	18

BERLIN	
Susannah Edelbaum	
Leben auf teurem Pflaster	20

SICHERHEIT DER FRAUEN	
Christine Estima	
Schutz in London, Hohn in Toronto	23

Impressum	25
Kulturagenda	25

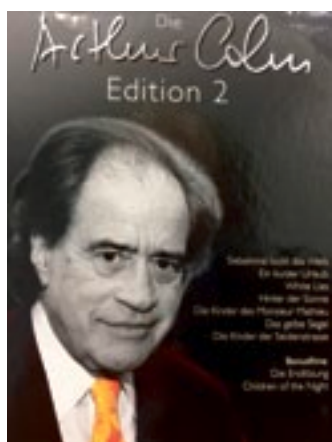
Twilight over Berlin

1905-1945

NOW ON VIEW



DVD



Arthur-Cohn-Edition 2

Nach der ersten Edition mit Arthur Cohns Klassikern erscheint nun die zweite Edition. Sie vereint Cohns erfolgreichste Filme seit den 1990er Jahren und zeigt die Vielfalt seines jüngeren Schaffens. Im Zentrum stehen dabei Kinder in der Gesellschaft.

Ja, ich bestelle ____ Exemplar(e) der DVD-Box
«Arthur-Cohn-Edition 2» zum Preis von CHF 79.– pro Stück,
inkl. Versand und MWST. Die Bezahlung erfolgt per Rechnung.

Name: _____ Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Einsenden an:
JM Jüdische Medien AG, Bestellung DVD, Tödistrasse 42, 8002 Zürich
oder Fax an: 044 206 42 10

Von **Yves Kugelman**

Krieg oder Krieg

Und jetzt? Die Ohnmacht nach Paris.

Ist «Krieg» die richtige Antwort auf Terror? Ist «Krieg» Rhetorik als Ausdruck realer Machtlosigkeit – oder reale Gewalt, unter der letztlich Zivilbevölkerungen leiden werden? Die Anschläge in Paris lösten nicht nur Schock, Trauer, Schmerz, sondern auch Ohnmacht, Selbstverklärung, Aktivismus und eine von vielfältigen Kausalitäten entkoppelte Diskussion aus. Kann Krieg die richtige Antwort dieser – westlichen – Welt sein, die den Terror zum Krieg und diesem wiederum den Krieg erklärt? Wird «Krieg» die Sicherheit für Bevölkerungen überall stärken oder das Gegenteil?

Kann das totale Versagen Europas und Amerikas der letzten Jahrzehnte in Nahost nun mit Kurzschluss-handlungen im Angesicht der Massaker von Paris gebrochen werden? Im Narrativ der arabischer Nationen und Bevölkerungen ist der Dschihadismus, der unter wechselnden Bannern und über Generationen verübte Terrorismus in und ausserhalb der arabischen Welt, der Krieg gegen den Krieg des Westens, der Belagerer und einstigen Kolonialisten. Die durch den «Islamischen Staat» etablierte Radikalität des Terrors lässt sich allerdings weniger in der blutrünstigen, Menschen und Religionen verachtenden Agitation ermessen. Diese tritt in der langen Geschichte des Terrors immer wieder auf und ist ein integrales Element von Terror. Der IS-Terror unternimmt vielmehr einen Quantensprung, indem sich die Gewalt gegen alle richtet, gegen alle freien und unfreien Gesellschaften. Er richtet sich gegen jeden, der sich der IS-Ideologie und ihrem totalitären System nicht angeschlossen hat. Der «Islamische Staat» will Muslime und generell mit ihrer Existenz unzufriedene Menschen zu einer simplen und finalen Entscheidung zwingen: Kämpfer des Kalifats oder Zielscheibe des Kalifats.

Schimäre von Stabilität

Die Massaker von Paris sollten zum wirksamen Symbol dieser Kampagne gegen die Welt ausserhalb der Gruppe werden. Das war das Kalkül des IS. Denn die Anschläge der letzten Jahre bis hin zu Exekutionen vor laufenden Kameras, Entführungen, Massakern in Syrien oder Irak, das Attentat auf ein russisches Passagierflugzeug über der Sinai-Halbinsel haben die Gruppe ihrem Ziel nicht so wirksam näher gebracht wie es die Massaker von Paris nun tun. Eine Erfüllung, die den Westen erneut einer Schimäre von Stabilität halber zu zynischen Pakten mit diversen Teufeln zwingen wird. Die Vorstellung, dass die NATO in Allianz mit totalitären Regimen wie jenen von Assad, Saudi-Arabien oder Iran gegen den IS vorgehen könnte, offenbart die Ratlosigkeit der Reaktionen auf die Kriegserklärung des IS in Paris. Die Tatsache,

dass ohne die USA ein Problem heute nicht mehr lösbar ist, das ohne den US-Einmarsch im Irak in dieser Form vermutlich nicht entstanden wäre, zeigt den Teufelskreis von Krieg oder Krieg.

Ein Teufelskreis, der in diesen Monaten zu der perversen Situation geführt hat, dass Millionen von Flüchtlingen vor dem IS-Terror und gleichsam Waffen aus USA, Europa, Russland nun im geopolitischen Tango der grossen und kleinen Mächte zur neuen Währung geworden sind. Griechenland, Türkei und andere Länder drohen mit Flüchtlingsströmen und erpressen aus moralischen und/oder eigensüchtigen Motiven die Europäische Union. Die akute Krise löst gerade in den fernen USA bereits mit der offiziellen Quote von 10 000 Flüchtlingen eine massive Welle Islam-feindlicher Hysterie aus und drängt Menschen- und Völkerrecht in den Hintergrund.

Hymne für die Freiheit

Vielleicht wird die Marseillaise zur Hymne der freien Welt und für jene, die zu Freiheit aufstrebt. Vielleicht wird die Marseillaise aber ein ideologischer Schlachtgesang unter Negierung von Vergangenheit und vorgelagerten Zielen. Wenn sie die Hymne «gegen die Tyrannei» anstatt zum Aufruf für Vergeltung und Waffenmarsch fürs Vaterland wird, dann kann sie die Hymne auch für Freiheit sein, die nicht Auge um Auge, Zahn um Zahn, Freiheit gegen Unfreiheit manifestiert.

Die sogenannte Wertegemeinschaft des Westens kann nicht dort gegen die eigenen Prinzipien verstossen, wo dies nur ihr selbst zum Nutzen sein wird. Paris, New York, die Anschläge von London, Madrid, Wien, Rom, München – die lange Liste des Terrors wird erst dann ein Ende finden, wenn keine Krieger mehr gezüchtet werden, die nichts mehr zu verlieren haben, nicht mal ihr eigenes Leben. Die Allianz der Wertegemeinschaft muss stärker sein als ein Militärpakt mit Diktatoren. Sie muss von Riad und Kairo bis Teheran, aber eben auch von Ankara bis Moskau die Einhaltung der geltenden internationalen Rechte bedingungslos einfordern. Der IS kann nicht durch Waffengewalt ausgelöscht werden, sondern nur durch die faktische Einheit aller, gegen den er den Dschihad ausgerufen hat.

Paris war weder End- noch Höhepunkt. Aber es könnte der Anfang vom Ende des in Nahost begründeten Terrors sein. Sicherheit für alle wird unweigerlich auch Sicherheit für Israel bedeuten in einer Welt, die sich nicht mehr auf den einzelnen Nationalstaat berufen können wird. ●

Yves Kugelman ist Chefredaktor der JM Jüdischen Medien AG und lebt in Basel und Zürich.

«**B**esorg dir dieses Buch und lies es im Flugzeug!»

Mit diesem Rat bereitete mich David Stevenson auf unsere Expedition zur Gletscherlandschaft des Harding Icefield in Alaska vor. Dazu sandte der erfahrene Bergsteiger einen Link zum Handbuch «Glacier Mountaineering: An Illustrated Guide to Glacier Travel and Crevasse Rescue». Eigentlich bin ich in den Bergen zuhause. In Colorado aufgewachsen, bin ich sobald ich konnte in die Rocky Mountains im Zentrum und Westen des Staates gezogen. Mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken auf eine tagelange Wandertour in das Gebirge zu ziehen ist meine Idee von Paradies. Und es gibt nichts Schöneres für mich als im Hochwald die Sonne und den Blick auf Steilwände und Schmelzwasserseen zu genießen, die Hinterlassenschaft von Gletschern aus der Eiszeit. Aber eigentliche Gletscher waren mir stets ein Geheimnis geblieben.

Deshalb wollte ich unbedingt nach Alaska. «Harding» ist das grösste Eisfeld der USA. Dort fliessen auf der Kenai-Halbinsel über knapp 3000 Quadratkilometern rund dreissig Gletscher aus allen Himmelsrichtungen zusam-

«Die vertraute Belastung gab mir Vertrauen in meine Kraft und nahm mir ein Stück an Unsicherheit.»

men. Die Stärke der Eismassen wird auf bis zu 1600 Meter geschätzt. Im Internet fand ich ebenso faszinierende wie furchterregende Bilder des Eisfeldes. Aber Reiseberichte gab es keine. Auf was hatte ich mich da eingelassen, als ich die Einladung zu einer Forschungsreise mit dem Autor Craig Childs sowie David Stevenson, John

ALASKA Natur-Abenteuer

Das blaue Fenster

Eine Forschungsexpedition auf das Harding Icefield in Alaska führt in die weisse Welt der Gletscher und wird zu einer Grenzerfahrung für Körper und Geist.

VON SARAH GILMAN

McInerney und dem Fotograf James Q. Martin angenommen hatte? Craig arbeitete an einem Buch über menschliche Migrationen in der Urzeit.

Deshalb fragte ich David, ob ich mich ansonsten irgendwie vorbereiten konnte. Er mailte zurück: «Eigentlich nicht» und setzte hinzu: «Unter uns: McInerney sagt mir nach, immer zu erklären, bei derartigen Touren würde schon alles gut gehen. Wenn er das hört, denkt er: «Stevenson ist ein Irrer, den Todessehnsucht plagt.» Grossartige Aussichten! dachte ich und kaufte mir das Buch über Gletscherwanderungen.

Die weisse Welt

Und so fand ich mich Ende Mai durch Tiefschnee eine Bergflanke hinauf zu unserem ersten Lager steigen. Zuvor hatte ich hektische Einkäufe in Anchorage erledigt, eine kurvenreiche Fahrt in Richtung Süden nach Seward absolviert und war im Besucherzentrum des «Kenai Fjords National Park» einer Frau begegnet, die uns als Reisesegen eine Ukelele geschenkt hatte. Wir überwand an diesem Tag 1100 Höhenmeter, und

das Gewicht des Rucksacks fühlte sich gut an. Die vertraute Belastung gab mir Vertrauen in meine Kraft und nahm mir ein Stück an Unsicherheit angesichts der völlig neuen Erfahrung. Als ich die Last endlich von meinen Schultern gleiten liess, tat sich das Eisfeld vor mir auf. Endlos weisst zieht es Licht an und strahlt es ab; Distan-

zen erscheinen gestreckt und verkürzt. Das Eis bauscht sich um vereinzelte Gipfel darunter verdeckter Berge, die Nunataks genannt werden. Als «Exit-Gletscher» stürzt das Eis in Kaskaden das Tal des Resurrection River hinunter. Mir stockte der Atem. Dann konnte ich wieder Luft holen.

Dem Buch entnahm ich, diese weisse Welt könne einen Menschen schier verschlucken. Wir müssen auf Gletscherspalten achten. Die können überall dort aufklaffen, wo das Eis ein Hindernis oder Höhenunterschiede zu überwinden hat. Mitunter tarnt Schnee die Spalten. Dann gilt es Risse zu überwinden, die auch im Englischen «Bergschrunde» genannt werden und sich dort auftun, wo das Eis sich von Felswänden löst. Diese können um viele Meter tiefer sein als Gletscherspalten. Aber das Harding-Feld schluckt uns auf eine ganz andere Weise. Die Schneebänke auf dem Weg hinunter auf das Eis sehen glatt und fest aus. David und Q beschliessen deshalb, dass sie keine Seile brauchen. Wir treten Stufen, passieren einen Teich von unwirklich blauer Farbe und unheimliche Schmelzlöcher, die Geröll vom Grat über uns zurückgelassen hat. Ich frage David nach den Rissen und Depressionen im Eis. Ich will lernen, den Schnee so zu lesen, wie er es versteht. Nach einer ereignislosen Stunde stelle ich plötzlich fest, dass ich die Namen geliebter Menschen und Orte in meinem Geist vorüber ziehen lasse. Wie in einem Mantra oder Gebet flüstere ich bei jedem Namen «danke, danke, danke». Ich muss über mich selbst lachen und frage mich, wann mein



FOTO SARAH GILMAN

DIE WEISSE WELT Blick über das Harding Icefield auf der Kenai-Halbinsel von Alaska

Geist zuletzt frei war von allen Dingen ausser jenen, für die ich dankbar bin.

Als wir das zweite Lager aufschlagen, haben Wolken und Flockengestöber aus Himmel und Schnee eine Welt ohne Horizont geschaffen – ein leeres Blatt Papier, nur von den dunklen Linien und Punkten unserer Körper und Zelte gezeichnet. Wir legen uns zur Ruhe und erwachen am nächsten und übernächsten Morgen zum Bild der gleichen Umgebung. Wir machen Witze über die absurd grellen Farben unserer Ausrüstung: «Hast du Craig gesehen? Eben war er noch hier. Dann hat er die orangene Jacke angezogen und – puff! – war er plötzlich verschwunden!» Q und Craig halten das Warten nicht länger aus und skien Kreise um das Lager. Sie wollen eine allein auf GPS gestützte Navigation durch das blendende Weiss des Schneesturms testen. Auf dreissig Meter Distanz kann ich beide noch

schemenhaft erkennen. Dann sind sie verschwunden. Als sie heil zurückkommen, schneiden wir im Zelt für unsere Kamera Fratzen und schreiben in Tagebücher. Uns wird übel von unserem Körpergeruch und wir stoppen uns mit Wurst und Käse voll.

WWABD

An einem Spätnachmittag frage ich Craig, wer Orte wie diesen vor Jahrtausenden durchquert hat, als die letzte Eiszeit die Bering-Landbrücke von Asien nach Nordamerika eröffnete. Er sagt, die damals eintreffenden Menschen hätten womöglich gar nicht gewusst, dass sie einen neuen Kontinent erreichten. Vielleicht folgten sie einfach nur Jagdwild oder wollten ihre Umgebung erkunden. Wie sehr muss sich ihre Erfahrung von der unseren unterscheiden haben. Und wie gefährlich war ihre Existenz ohne die Hilfsmittel unserer Zeit – Gore-Tex, Nylon, exakte Karten, Gas, Eispickel. Den-

noch nimmt Craig an, dass die Wanderer der Eiszeit ungleich besser auf ihre Abenteuer vorbereitet waren als wir es jemals sein könnten. Ich sage im Scherz, unser Mantra sollte die Formel WWABD sein: «What Would the Ancient Beringians Do?» (Was hätten die Bering-Menschen der Urzeit getan?) Ich frage Craig, ob sie den Sturm hätten vorüberziehen lassen oder ob sie mitten darin weitergezogen wären.

Er ist unsicher und erklärt, wir würden diese Welt als fremd und undurchschaubar wahrnehmen. Aber das Überleben dieser Menschen muss auf einer Kenntnis der Gerüche und Zeichen der Umwelt angewiesen gewesen sein, auf ihr Gespür für Wind und Wetter und die gelebte Erfahrung mit der Natur und ihrem Wandel. Womöglich konnten die «Beringer» die Seeluft schmecken, die von Resurrection Bay herüber blies. Oder sie ahnten spriessendes Grün und lasen Tierspuren oder in den Schnee ge- ➡



FOTO SARAH GILMAN

IM EIS Die Autorin auf ihrer Expedition

schmolzenen Blättern die Nähe von Nahrung und Unterschlupf ab.

Dann bricht das Unwetter auf einmal ab. Die Wolken öffnen sich und geben eine Reihe klarer Tage frei, die John «das blaue Fenster» tauft. Endlich können wir einige Kilometer weit auf das Eis vordringen und laufen ohne Gepäck auf Skiern zu den Nunataks. Wir stossen Freudenschreie aus, als wir den ersten Gipfel erklimmen und erstmals seit einer Woche wieder auf nacktem Erdboden sitzen. Während Craig, Q und David einen höheren Gipfel hinaufsteigen, kauern John und ich im Windschatten, um zu zeichnen. Ich will die Berge und Gletscher festhalten, die bei diesem kurzen Besuch ausserhalb unserer Reichweite liegen, so als ob ich mich an ihren sonnengewärmten Fels gelehnt hätte und bis an die Hüften in ihrem Schnee versunken wäre.

Später, als die Sonne flach über den Horizont wandert und wir eine blaue Wasserflasche mit Tequila kreisen lassen, reicht mir Craig eine Plastiktüte mit kupferbraunem Staub von

der Bright-Angel-Formation im Grand Canyon in Arizona. So sehr liebt er die Wüste, dass er den Staub mit hierher gebracht und eine Handvoll vom Gip-

«Uns wird übel von unserem Körpergeruch und wir stopfen uns mit Wurst und Käse voll.»

fel des zweiten Nunataks geworfen hat. Während er davon spricht, mische ich etwas Staub mit schmelzendem Schnee in meiner Hand und ziehe damit einen fingerbreiten Strich über meine sonnenverbrannten Wangen, dann seine, dann die von Q. Mit dünnen Spuren von Schlamm und einem roten Handabdruck, den meine Finger beim Abwischen im Schnee hinterlassen, messen wir unsere Reise aus, die

Entfernung zwischen den roten Felsen unserer Heimat im Südwesten und dieser eisigen, wunderschönen Einöde.

«Nach uns: Stille»

Einige Tage später kämpfen wir uns den Pfad zu unserem Van hinunter und landen schliesslich in den Kneipen von Seward. Mir kommen Zeilen in den Sinn, die ich während meiner Zeit mit einem Team für die Instandhaltung von Wanderwegen im Hochgebirge von Colorado niedergeschrieben habe. Damals hatten wir gerade nach einem schweren Wintersturm Gerät von einer Baustelle in 4300 Metern Höhe geborgen: «Nach uns: Stille. Vom Wind gesiebter Schnee füllt unsere Fusstapfen. Beim Blick zurück auf den Berg erscheinen meine kalten Hände plötzlich klein.

Und die Knochen unter meiner Haut – nichts als Kiesel an diesem Ort entgrenzter Zeit, zermahlen zu Wind und Staub.»

Aber nun fühle ich mich eher beschwingt als ängstlich. Wie seltsam und wundervoll ist das kurze Unterfangen unserer Existenz, die Weise, mit der alltägliche Augenblicke zu Wochen, Jahren, Generationen und Zeitaltern werden, zu Wanderbewegungen über Bergketten, Eisfelder und Kontinente. Wie seltsam und wundervoll ist es, dass wir Reisen von einst so enormer Dauer heute in Stunden bewältigen. Dass wir auf

einem Meer aus Eis einschlummern können, während die Wüste noch auf unseren Wangen haftet. ●

Sarah Gilman ist Redakteurin bei «High Country News», der traditionsreichen Zeitschrift für Umwelt und Gesellschaft des amerikanischen Westens in Colorado. Sie ist derzeit in Portland, Oregon, stationiert. Das vorliegende Essay erschien erstmals in «High Country News».

ISRAEL Terrorwelle

Angst auf den Strassen

Messerattacken und israelische Sicherheitsmassnahmen lähmen das Leben in der Jerusalemer Altstadt, der Heimat des Autors.

VON ILAN BEN-ZION

Itzik Agai und Ghalib Zahadi leben auf zwei Seiten eines zunehmend gespaltenen Jerusalem. Doch die Gastronomen haben mehr gemeinsam als ihnen selbst bewusst ist. Zahadi, ein Palästinenser in den Fünfzigern, betreibt in der Altstadt den Hummus-Imbiss «Lina», den sein Vater vor einem halben Jahrhundert gegründet hat. Mit einer Kippa aus schwarzem Filz auf dem Scheitel könnte Agai sein jüdischer Doppelgänger sein. Er führt «Mordoch» im Zentrum des Gürtels kurdischer Kibbeh-Restaurants rund um den Mahane-Yehuda-Markt, den die Einheimischen den «Shuk» nennen.

Beide Männer sind Jerusalemer im besten Alter, tragen graue Stoppelbärte und pflegen lokale Speisetraditionen. Und wie Agai sagt Zahadi, dass er

in 30 Jahren als Restaurateur noch nie einen derart schlechten Monat erlebt hat wie diesen Oktober. In den letzten Wochen trugen die neue Welle palästinensischer Terrorattacken und die anschliessenden Sicherheitsmassnahmen Israels Furcht und Panik in beide Seiten der Stadt. Jüdische wie arabische Geschäfte leiden darunter gleichermassen. Nach der Attacke auf einen Stadtbuss brach in den öffentlichen Verkehrsmitteln die Zahl der Fahrgäste dramatisch ein. Besucher aus dem übrigen Israel blieben aus. Wie betroffene Unternehmen erklärte Bürgermeister Nir Barkat in einem offenen Brief, die Tourismusbranche habe seit den Hohen Feiertagen Einbussen von 50 Prozent erlitten.

Seltene Ellbogenfreiheit

Ich bin täglich zum Einkaufen auf dem Mahane-Yehuda-Markt unterwegs.

Seit den ersten Messerattacken Anfang Oktober hat sich das Quartier merklich geleert. Gerät die Drängelei auf den Gassen und rund um Stände ansonsten zu einem Kampfsport, geniessen die Kunden heute eine seltene Ellbogenfreiheit. Und während die winzigen Kneipen in dem Viertel ansonsten nachts vor angetrunkenen und animierten jungen Israeli berserten, hallt das Echo der Musik aus den Bars heute durch leere, tunnelartige Altstadt-Passagen.

Während der Zweiten Intifada um die Jahrtausendwende war Mahane Yehuda das Ziel zahlreicher tödlicher Selbstmordattentate. Seither verwandelte sich der Shuk in ein Vergnügungsviertel und Zentrum des Nachtlebens. Ein Beispiel für die neuen Restaurants, Bars und Cafés rund um den Markt ist «Cafelix Coffee Roasters». Seit der Eröffnung im letzten

April wurde das Café die bevorzugte Anlaufstelle für Einheimische auf der Suche nach einem guten Espresso. Ich trinke dort fast täglich einen Cappuccino an der Bar und schaue mir das Getriebe auf dem Markt an. Aber über die letzten Wochen gibt es rund um das Café immer weniger zu sehen. Der Lokalbesitzer Yaki Eichler dreht sich eine Zigarette, als wir uns Ende Oktober zu einem Plausch zusammensetzen. Wie alle Geschäfte im ganzen Land habe er während des Gaza-Krieges im letzten Jahr herbe Einbussen hinnehmen müssen, sagt Eichler. Aber die aktuelle Krise sei anders: «Im letzten Monat hatten wir deutlich weniger Besucher hier im Shuk als während des Krieges im Sommer 2014. Die Mes-



FOTO ILAN BEN-ZION

DER IMBISS «LINA» Das Restaurant kämpft mit schwindenden Besucherzahlen

serattacken treffen das Sicherheitsbedürfnis der Israeli im Kern. Die Leute haben Angst davor, auf die Strasse zu gehen.»

Dabei gab es in den letzten Jahren keine Anschläge auf dem Markt. Arabische und jüdische Händler teilen hier Stände und arbeiten friedlich nebeneinander. Doch die kollektive Erinnerung der Jerusalemer trägt tiefe Narben aus Zeiten des Terrors. 1997 forderten zwei simultane Selbstmordanschläge auf dem Markt 16 Menschenleben. Ein weiteres Attentat im Jahr 2002 nahm fünf Menschenleben und liess über hundert Verletzte zurück. Deshalb bleiben heute viele Einheimische dem Quartier reflexartig fern, sagt Eichler: «Stammgäste kommen zwar immer noch. Und ausländische Touristen auch. Aber Besucher aus Israel? Nada. Du wirst hier keinen einzigen Tel Aviver sehen. Das regt mich wirklich auf. Warum kann ein Deutscher hier ohne Furcht herumgehen, während die aus Tel Aviv denken, hier ginge es zu wie im Norden von Syrien?» Eichler schätzt seine Umsatzeinbussen im Oktober auf bis zu 30 Prozent.

Geschäfte wie Cafelix sind auf Stammgäste angewiesen: «Jerusalemer, die nach dem Aufstehen über den Markt gehen und dann bei uns einen Kaffee nehmen», wie Eichler sagt. Die Grill- und Kubbeh-Restaurants an der Agripas-Strasse hängen jedoch von Besuchern aus dem übrigen Israel ab – Bürgern aus Tel Aviv und der Landesmitte, die jedes Jahr zu Hunderttausenden die Altstadt und Mahane Yehuda erkunden.

Düstere Stimmung

Mordoch ist eine Jerusalemer Institution, fast auf einer Ebene mit der Knesset oder der Klagemauer. Nach einer leckeren Schüssel Hamousteh-Suppe – eine säuerlich-herzhafte Brühe mit Zucchini, Sellerie und gigantischen Klößen aus Semolina mit einer Hackfleischfüllung – nimmt Itzik Agai neben mir Platz. Seine Familie hat das Lokal 1982 kurz nach dem ersten Libanon-Krieg eröffnet und seither zwei Intifadas, den ersten Golfkrieg, den zweiten Libanon-Krieg und drei grössere Militäreinsätze Israels im Gazastreifen überstanden. Doch «dieser Oktober war der schlechteste Monat in

über 30 Jahren», sagt Agai mit finsterner Miene. Ansonsten führt der Weg zu einem Tisch bei Mordoch schon an Wochentagen über eine peinvolle Wartezeit in den von der Küche herüberziehenden Düften. Freitags strapaziert der Andrang regelmässig die stärksten Nerven. «Ich hoffe, dass das Geschäft jetzt wieder auf die Beine kommt. Die letzten Wochen waren ein Alptraum und der vergangene Freitag eine blanke Katastrophe», sagt Agai.

Er ist froh darüber, dass es rund um den Markt bislang noch keine Attacken gegeben hat. Er führt das auf die «Harmonie und das gegenseitige Verständnis» zwischen arabischen und jüdischen Händlern zurück, die hier auf Tuchfühlung ihre Stände betreiben: «Wie können zwanzig Kids ein ganzes Land übernehmen?», fragt

«Die Leute haben Angst davor, auf die Strasse zu gehen.»

Agai und meint damit die Messer-Attacken der ganz überwiegend jugendlichen Palästinenser: «Wir beten, dass sich die Lage erholt.»

Auch auf der anderen Seite der Stadt ist die Stimmung düster. Mazen Mahmoud Izhiman ist der Patron einer Kaffeerösterei in der Altstadt, die bald ihr hundertjähriges Bestehen feiern könnte. Wenige Schritte vom Ladeneingang entfernt hat ein Palästinenser Anfang Oktober zwei Israeli ermordet sowie eine Frau und ein Kind verletzt. Nachdem weitere Täter am Damaskus-Tor zustachen, orderten die israelischen Behörden zum Schutz der öffentlichen Sicherheit Hunderte von Polizisten und Soldaten in die Stadt. Bei unserer Unterhaltung stehen etliche Uniformierte vor dem Eingang zu Izhimans Lokal. Er sagt, der Oktober sei ein harter Monat gewesen, die Leute hätten Angst gehabt. Der Unternehmer bedient vorwiegend palästinensische Kunden. Aber die Bewohner weiter entfernt gelegener Viertel Ostjerusalems wie Shuafat und Beit Hanina wollen die Bahn-

fahrt in die Altstadt derzeit kaum noch riskieren.

Die Angst sei spürbar, sagt Izhiman: «Die Leute denken, wenn sie die Strasse entlanggehen und eine falsche Bewegung machen, werden sie womöglich in die Luft gesprengt. So schlimm war die Stimmung hier selbst in vergleichbaren Krisen in der Vergangenheit nicht.» Auch er sorgt sich heute eher um seine Sicherheit und den Schutz seiner Würde als um die Zukunft des tief in der Stadt verwurzelten Geschäftes: «Wenn ich zehn Prozent Umsatz verliere, schlägt das bei anderen Kaufleuten in der Altstadt mit 50 Prozent zu Buche.»

Zu diesen Ladenbesitzern zählt sich Ghalib Zahadi. Sein Lokal «Hummus Lina» ist eine Institution in der Altstadt. Zahadis Vater war Lehrling beim Gründer des Konkurrenten «Abu Shukri» am anderen Ende der Via Dolorosa. Wer verwendet die besseren Kichererbsen? Schwer zu sagen. Aber beide Imbisse ziehen gemeinhin israelische Altstadttouristen in Scharen an. Seit Ausbruch der aktuellen Gewaltwelle ist es damit vorbei: «Ich weiss nicht, warum – aber die Gäste bleiben aus», sagt Zahadi, nachdem ich eine Schüssel cremigen Hummus samt gerösteten Pinienkernen mit einem Stück Fladenbrot ausgewischt habe. Selbst Araber aus der Altstadt wagen sich nicht mehr auf die engen, gepflasterten Strassen und in Zahadis Lokal. Er hat deshalb im Oktober 70 Prozent an Umsatz verloren. Wir sprechen an einem Freitagmorgen. Eigentlich ist dann immer Hochbetrieb, wenn Muslime vor dem Besuch der Al-Aqsa-Moschee frühstücken. Aber die Altstadtstrassen sind noch leerer als die Tische bei Lina. «Und letzten Freitag war es noch schlimmer», sagt Zahadi, der damit die bittere Erfahrung der Betreiber von Mordoch teilt.

«Wir sind es, die sterben»

Der Gastronom hält die Befürchtungen der Kundschaft für unbegründet und kann das Ausmass ihrer Panik nicht nachvollziehen. Paradoxerweise seien israelische Touristen nach den ersten Messerattacken weiter in

«Die Tourismusbranche hat seit den Hohen Feiertagen Einbussen von 50 Prozent erlitten.»

die Altstadt gekommen. Aber die neuen Sicherheitsmassnahmen hätten die Besucher vertrieben. Die verstärkte Präsenz von Soldaten und Polizisten würde den Zorn auf palästinensischer Seite nur weiter schüren, glaubt Zahadi: «Wir versuchen, ein normales Leben zu führen.» Er klingt niedergeschlagen, als er Verständnis für die Ängste vieler Israeli nach den zahlreichen Terrorattacken zeigt: «Aber eigentlich sollten wir Angst haben, denn wir sind es, die sterben» – ein Verweis auf die Praxis der Sicherheitskräfte, palästinensische Terror-

verdächtige ohne Federlesen zu erschiessen.

Die Gesprächspartner in der Altstadt harren der kommenden Monate mit Bangen. Ist der November mit Kälte, kurzen Tagen, und Regenfällen ohnehin die schwierigste Zeit für die Kaufleute, so hält der

Espresso-Experte Eichler Dezember und Januar mit den touristenfreundlichen Feiertagen für den eigentlichen Test. Immerhin hat die Stadtverwaltung jüngst ein Hilfspaket für notleidende Geschäfte geschnürt. Dazu zählen günstige Kredite und Unterstützung beim Marketing. Der Bürgermeister denkt zudem an Steuererleichterungen. Unklar ist momentan, ob auch Geschäfte im arabischen Ostjerusalem in den Genuss dieser Hilfen kommen. Die Stadtverwaltung hat auf diesbezügliche Anfragen des Autors nicht reagiert.

Ob die bisher bekannten Massnahmen der Krise tatsächlich angemessen sind, ist jedoch fraglich. Bürgermeister Barkat hat Premier Benjamin Netanyahu bereits in einem offenen Brief zornig aufgefordert, grossen Versprechungen endlich Taten folgen zu lassen und Jerusalem beim Ausbau der Sicherheitsmassnahmen finanziell zu unterstützen. Die grösste Sorge in der Stadt bleibt jedoch, dass die Regenfälle die neuerliche Gewalt zwischen Israeli und Palästinensern nicht werden wegwaschen können. Halten Terror und Gegenmassnahmen auch in der Hochsaison am Jahresende an, stehen für Jerusalemer wie Zahadi und Agai die wirklich schweren Zeiten erst noch bevor. ●

Ilan Ben Zion ist Nachrichtenredakteur bei der «Times of Israel» und arbeitet von Jerusalem aus als freier Korrespondent für Medien wie «Vice News», «Fox News», «Foreign Policy Magazine» und «Haaretz».

Sotheby's EST. 1744

**DIE VALMADONNA TRUST LIBRARY: TEIL I
PRACHTVOLLE MANUSKRIPTE
UND DER BOMBERG TALMUD
AUKTION 22 DEZEMBER 2015**

THE VALMADONNA TRUST LIBRARY: PART I
MAGNIFICENT MANUSCRIPTS
AND THE BOMBERG TALMUD
AUCTION NEW YORK 22 DECEMBER 2015

**Vorbesichtigung 16 – 21 Dezember 2015
Viewing 16 – 21 December, Sotheby's 1334 York Avenue**

**DIE VALMADONNA ABSCHRIFT DES BOMBERG TALMUD,
Venedig, 1519-1539F**

THE VALMADONNA COPY OF THE BOMBERG TALMUD, Venice, 1519-1539
Estimate \$5,000,000 – 7,000,000. Enquiries +1 212 894 1193
sothebys.com/valmadonna. SOTHEBY'S, INC. LICENSE NO. 1216058. © SOTHEBY'S, INC. 2015

IDENTITÄT Soziales Engagement

Schwache Worte, starker Hass

Weltweit werden Juden nicht nur verbal attackiert, sondern mit Gewehren, Bomben und Messern. Deshalb kämpfen Juden mit Appellen an Toleranz und mit Tatsachen gegen Vorurteile und Falschinformation an. Doch diese Anstrengungen wirken weitgehend hoffnungslos.

VON JOHNNA KAPLAN

Vor einiger Zeit wollte ich eine Stelle als Aktivistin finden, um mit «hasbara» (wörtlich: «erklären») das Verständnis für Israel zu stärken oder den Antisemitismus mit Worten zu bekämpfen. Nachdem verschiedene Organisationen meine Bewerbung abgelehnt hatten, beschloss ich, dieses Ziel auf eigene Faust anzugehen. Wo auch immer ich sie finden würde – ich wollte mit Antisemiten argumentieren und ignorante Leute aufklären.

Aber je mehr ich mich dabei anstrengte, desto vergeblicher erschien mein Unterfangen. Der irische Israel-Hasser in einem Internetforum wollte nichts von den Fakten über die Peel-Kommission oder die UN-Resolution 242 hören und hielt an den bigotten Ansichten fest, die er aus den Zeitungen seiner Heimat übernommen hatte. Eine ansonsten intelligente Amerikanerin konnte ich auch mit grösster Mühe nicht von dem Irrglauben abbringen, dass Juden Sex durch ein Loch in einem Bettlaken vollziehen. Und so weiter. Ich gab schliesslich auf. Anstatt nach aussen zu schauen, wollte ich fortan informiert und stark sein, an mich selbst und meine Überzeugungen glauben. Ich wollte meine Zeit besser nutzen, und womöglich würden mich als Bonus Antisemiten kennenlernen und feststellen, dass Juden doch nicht so übel sind.

Wenig Wirkung

Im Rückblick mutet es ironisch an, dass meine Phase als Streiterin gegen Judenhass vor den Aufschwung der sozialen Medien fiel. Heute bin ich auf Facebook, Twitter und Instagram aktiv. Aber dabei vermeide ich dieses für mich immer noch wichtige Thema weitgehend. Mitunter mache ich Freunden gegenüber meinem Ärger

Luft, wenn irgendjemand Israel oder Juden in der Öffentlichkeit missversteht oder verteufelt. Aber einen Tweet setze ich deshalb nur selten ab. Dies nicht etwa aus Feigheit, sondern weil ich als Autorin soziale Medien primär zur Verbreitung meiner Arbeit einsetze, also meinen «Brand» stärken will. Und ich möchte nicht, dass «zornige Jüdin» zu meiner Marke wird.

Ausserdem sehe ich, wie andere Juden mit Appellen an Toleranz und mit Tatsachen gegen Vorurteile und Falschinformation ankämpfen. Offenkundig wird die Situation umso schlimmer, je mehr Zeit und Energie sie darauf verwenden. Ich erlebe das Engagement von Leuten wie mir und Organisationen wie jenen, für die ich damals arbeiten wollte. Sie wollen die Welt davon überzeugen, dass es ein ernsthaftes Problem darstellt und völlig verfehlt ist, wenn Juden überall nicht nur verbal attackiert werden, sondern mit Gewehren, Bomben und Messern. Doch ihre Anstrengungen muten vergeblich an, und ich komme nicht um die Frage herum: Macht das überhaupt Sinn?

Im Jahr 1990 forderte ein Student an der Columbia University in New York namens Ze'ev Maghen seine jüdischen Kommilitonen in einem leidenschaftlichen Manifest auf, auf Judenhass nicht länger mit Unterwürfigkeit zu reagieren. Sein Text ist immer noch so zeitgemäss, dass ich hier abbrechen und Maghen das Wort überlassen

könnte: «Ihr wollt, dass euch Leute mögen, richtig? Und wie wollt ihr das erreichen? Mit einer Kampagne auf dem ganzen Campus unter dem Slogan «Seid nicht gemein zu Dan!», komplett mit Plakaten, Unterschriftsliste, ganzseitigen Anzeigen, ein paar Lobby-Organisationen und gelegentlich einem Himmels-Schreiber? Und wenn irgendein Dummkopf absolut nicht euer Kumpel sein will – marschiert ihr dann mit Bannern vor seinem Wohnheim auf?» Maghen fuhr fort: «Oder schlagt ihr eine andere Richtung ein und konzentriert eure Existenz darauf, das bestmögliche «Selbst» zu sein – als Persönlichkeit zu wachsen, zu lernen, leben und Spass zu haben? Behandelt andere fair und freundlich... Und wenn trotz alledem immer noch einige unheilbare Hetzer absolut nicht höflich mit euch umgehen wollen, dann @!%#?& sie – wie meine Grossmutter sagen würde – und beachtet sie nicht weiter.» Ein kurzer, deprimierender Blick auf Twitter oder Facebook wird euch zeigen, dass Maghen nur wenige überzeugen konnte.

Maghen ist heute ein Professor in Israel. Er hat nicht als Einziger verstanden, dass es fruchtlos und peinlich ist, Leute um Sympathie anzubetteln. Vor einigen Monaten gab Bari Weiss in «Mosaic Magazine» zu: «Ich habe einen Gutteil meiner College-Karriere auf die Überzeugung meiner Kommilitonen verwendet, dass Zionisten wie ich keine Kolonialisten,

Unterdrücker und Kriegstreiber sind und auch nicht die amerikanische Aussenpolitik kontrollieren. Ehrlich! Versprochen! Wenn ich doch nur einige der Stunden zurückbekommen könnte, die ich defensiv und geduckt damit zugebracht habe, Leute diplomatisch

«Die Quintessenz jüdischer Geschichte könnte durchaus darin bestehen, dass Menschen bis ans Ende der Tage Juden hassen werden.»



FOTO KESTONE

ANTISEMITISMUS Vorurteile bleiben bis heute eisern bestehen

für meine politische Haltung und mich als Person zu gewinnen. 90 Prozent der Zeit waren schlicht Verschwendung.» Jüngst habe ich auf der Website der «Times of Israel» einen Blog-Beitrag des 23-jährigen Gideon Drucker entdeckt, der feststellt: «Zionismus braucht keine Verteidigung, sondern gehört proklamiert.» Auf sozialen Medien spielt aber auch diese Position nur eine marginale Rolle.

Verweigerung von Respekt

Glücklich über meinen Verzicht auf Interventionen gegen Hass und Vorurteile bin ich nicht. Die Frage wurde im Sommer erneut brandaktuell. In meinem Wohnort Hartford, Connecticut, wurden 17 Menschen verhaftet, weil sie den Feierabendverkehr blockiert hatten. Die Aktion war eine der zahlreichen Rallies der Initiative «Black Lives Matter» überall in den USA. Die Gruppe entstand im Protest gegen die Tötungen schwarzer Männer und Jugendlicher durch Polizeibeamte in Ferguson, Missouri, und vielen anderen Orten. Seither haben «Black Lives Matter» und ähnliche Organisationen ihre Agenda auf den Kampf gegen alle Formen von Rassismus gegen Schwarze ausgedehnt.

Doch ich habe mich gefragt, was eine Verkehrsblockade bringen soll. Wenn Pendler nicht bereits mit Black Lives sympathisieren, würden sie ihre Meinung ändern, weil die Fahrt von der Innenstadt zu ihren wohlhabenden weissen Vororten verzögert wurde? Ich kam zum Schluss, dass dies wohl kaum Zweck der Protestaktion gewesen war. Die Demonstranten

wollten vielmehr eine Diskussion auslösen. Oder die Aktion war eine Übung zum Nutzen der Blockierer selbst. Vielleicht dachten sie ähnlich wie ich selbst, als ich bei jüdischen Organisationen anheuern wollte: Wenn ein Anliegen so gerecht ist, wie kann man da still zuhause sitzen bleiben?

Einige Tage zuvor hatte der afro-amerikanische Autor Ta-Nehisi Coates in Hartford gesprochen. Coates ist für seine Memoiren und Berichterstattung über die rassistischen Gesetze und Überzeugungen unserer Geschichte und deren Fortwirken in vielerlei Gestalt bekannt. In Hartford

«Zionismus braucht keine Verteidigung, sondern gehört proklamiert.»

wurde er gefragt, wie sich die Lage der Schwarzen in den USA verbessern liesse. Seine Antwort klang wie das Manifest von Ze'ev Maghen. Coates adressierte «diese Idee, dass unsere Erfolge, unsere Fähigkeit, respektabler zu werden, irgendwie Wirkungsmacht erzielen... dass wir Leute so dazu bringen, uns zu respektieren, dass wir den Rassismus auf diese Weise zum Verschwinden bringen können...». Coates hielt diesen Weg für sinnlos: «Im Kern der Lebenserfahrung von Schwarzen in diesem Land liegt die Verweigerung von Respekt.»

Die Quintessenz jüdischer Geschichte könnte durchaus darin beste-

hen, dass Menschen bis ans Ende der Tage Juden hassen werden. Angesichts der letzten Angriffe auf eine jüdische Person in Israel, Frankreich oder Brooklyn überlege ich jedesmal, ob ich nicht doch dagegen auftreten sollte. Dann frage ich mich, was verfolgte Juden in früheren Epochen wohl dazu sagen würden. Kämen ihnen höfliche Hinweise auf die Unrichtigkeit der von den Nazis gegen uns erhobenen Vorwürfe als vernünftig vor? Würden sie Russen oder Spanier nett bitten, die Pogrome abzusagen oder die Inquisition zu beenden? Unsere Vorfahren würden mich für diese Ideen als kriminelle Irre bezeichnen. Hasbara und Twitter – aber auch Strassenblockaden und die Bereitschaft, für den Kampf gegen Vorurteile hinter Gitter zu wandern – erschienen ihnen als lächerlich.

Während der Arbeit an diesem Text hörte ich, dass Black Lives Matter bereits von Leuten unterwandert wird, die das ursprüngliche Ziel der Bewegung pervertieren und Attacken auf jüdische Gemeinschaften zu ihrem Hauptzweck machen wollen. So sprach Reverend Jeremiah Wright jüngst an einer Feier zum zwanzigsten Jahrestag des von Louis Farrakhan veranstalteten «Million Man March». Wright wurde dank seiner Verbindung zu Barack Obama in Chicago und seinen antisemitischen Predigten landesweit bekannt. Bei dem Anlass behauptete er: «Jesus war ein Palästinenser» und sagte: «Die Jugendlichen in Ferguson und die in Palästina haben sich zusammen-

getan, um uns daran zu erinnern, dass wir Zusammenhänge erkennen müssen. ... Palästinenser sagen: «Die Leben von Palästinensern sind wichtig». Und wir stehen bei euch, wir unterstützen euch, und möge Gott euch segnen.»

Ich habe mir überlegt, darüber zu tweeten – wie Worte austauschbar sein können, aber der alte Hass weiterlebt. Aber am Ende habe ich das sein lassen. Es hätte keinen Zweck gehabt. ●

Johnna Kaplan schreibt über Reisen, Geschichte, jüdische und andere Themen. Sie bloggt auf www.thesizeofconnecticut.com und ist unter @johnnamaurie auf Twitter präsent.

BIOGRAPHIE New York

Vom Suchen und Finden

Ein junge Journalistin aus Wien erlebt ihre persönliche Version von «Empire State of Mind».

VON ANNA GOLDENBERG

Als ich zum ersten Mal nach New York kam, war die Stadt glamourös: Die hohen Häuser, die stets offenen Läden, der blinkende Times Square. Menschen, die interessant aussahen und aus aller Welt kamen. Ich war 14, auf Familienurlaub und fühlte mich, als stünde ich im Vorgarten der Hollywood-Stars herum. Gleich würden Colin Farrell oder Woody Allen oder Johnny Depp um die Ecke biegen und mir zunicken. «Hallo Anna, schönes Wetter heute. Stimmt, Colin. Hey Johnny, tolles Outfit.»

Als ich nach einer knappen Woche wieder nach Hause kehrte, weigerte ich mich zweieinhalb Monate lang, das Paar Jeans, das ich mitgenommen hatte, zu waschen. Nur für besondere Anlässe wurde der Staub von New York getragen. Ich stolzierte damit herum und fühlte mich speziell. Abends schrieb ich Briefe an die amerikanischen Schauspieler, für die ich schwärmte, und schickte sie nie ab. Eines Tages würde ich wiederkommen, eine Zeitlang in New York verbringen, und endlich Abenteuer erleben. Schön und wichtig und erfolgreich und charmant sein. Ganz nah am Mittelpunkt des Geschehens sein. Und beim Kaffee Holen berühmte Leute treffen. Guten Morgen, Woody, trinkst du auch am liebsten Cappuccino?

Auf der Suche

Neun Jahre später war es dann soweit. Ich kam für einen Masterstudiengang und zog in ein Apartment mit Feuer-
 treppe und riesigem Kühlschrank. Einkäufe tätigte ich nur nach zehn Uhr abends, weil der Supermarkt rund um die Uhr offen hatte. Das war aufregend. Ich machte Fotos von Häuserschluchten und Menschen, die anders aussahen als zuhause. Ich gab den Musikern und Tänzern in der U-Bahn Geld. Bei der Einführungsveranstaltung an der Universität dröhnte

«Empire State of Mind» von Jay-Z aus den Lautsprechern: «New York, concrete jungle where dreams are made, oh / There's nothing you can't do.» Die Professoren und Offiziellen an der Uni erzählten uns, dass wir so hart arbeiten würden wie nie zuvor oder danach. Im Gegenzug wurde uns das beste Jahr unseres Lebens versprochen. Ich fragte mich, woher sie das so genau wussten.

Die Amerikaner waren eben gerne gerührt und betonten grosse Gefühle, lernte ich schnell. Schicksalsschläge und langsames Heraufarbeiten, Liebe und Trauer, Herausforderungen und Selbstaufgabe, Dankbarkeit, Schweigeminuten, «God save America». Das Jahr ging vorbei. Es war gut, aber nicht das beste Jahr meines Lebens. Ich war ja erst 23. Ich arbeitete hart, aber nicht so hart wie nie zuvor. Für die Abschlussfeier trugen wir hellblaue Talar und die viereckigen Kappen. Ich wusste nicht genau, wie ich den Doktorhut an meinem Haar befestigen sollte. Es wurde wieder «Empire State of Mind» gespielt: «These streets will make you feel brand new / Big lights will inspire you / Let's hear it for New York, New York, New York.»

Ich wollte bleiben und von den Lichtern inspiriert werden. Also begann ich, bei einer kleinen jüdischen Wochenzeitung zu arbeiten. Eine Zeitlang war alles neu und spannend, dann gewöhnte ich mich daran. Ich lernte, dass vor allem junge Menschen in New York ständig auf der Suche waren. Nach einem Partner, einem besseren Apartment, einem neuen Job, ei-

ner tolleren Figur. Nach Momenten, in denen die Emotionen so stark und echt waren wie in einem Film. Nach Spass und Sinn im Leben und Augenblicken, die ein schönes Foto für Instagram hergaben. Man suchte oft aneinander vorbei, jeder für sich.

Das Suchen machte Spas, und war ansteckend. Ich meldete mich auf Online-Dating-Plattformen an. Man hörte schlimme Geschichten. Ich wollte auch schlimme Geschichten zu erzählen haben. Ich wurde unverbindlicher, wie alle anderen auch. Ja, ja, auf jeden Fall, lass uns mal Kaffee trinken gehen, ich melde mich, ach leider, diese Woche bin ich zu beschäftigt, und nächste auch, lass uns mal für nächsten Monat was planen. Ich ass weniger Brot und mehr Salat und sprach über Entschlackungskuren. Das taten alle, und alle mussten es ja wissen.

«Danke, New York»

Abends ging ich in die Bars in der Lower East Side oder der Upper East Side oder in Williamsburg. Einmal Wodka Soda, bitte, das hat nämlich wenig Kalorien. Wer ist sonst noch hier? Das Publikum war meist sehr vielfältig. Banker in Anzügen, meist in Gruppen und betrunken. Angestrengt lässig gekleidete junge Leute, meist mit Smartphone oder tanzend oder beides. Schwarze Männer mit Baseballkappen und gepiercten Ohren, die Hosen tief im Schritt, das Hemd bis zur Brust aufgeknöpft.

Nach dem ersten Glas wurde diskutiert, wer die Menschen um uns herum waren. «Die zwei Mädchen sehen so aus, als hätten sie reiche Eltern. Dieser Typ bekommt heute sicher keine ab. Und meinst du, der dort ist schwul?» Nach dem zweiten Glas wurde von New York geschwärmt. «So bunt hier. Und immer was los. Ich bin ja so glücklich, echt jetzt, so happy, hier zu

«Es war gut, aber nicht das beste Jahr meines Lebens.»



LEGENDÄRE SKYLINE Die imposante Ansicht der Stadt verspricht Möglichkeiten und Abenteuer

sein. Die beste Zeit meines Lebens.» Währenddessen durchforstete die Freundin auf dem Smartphone die Bilder von fremden Männern auf einer Dating-Seite. «Er darf nicht kleiner sein als ich und sollte auch Jude sein, aber nicht zu religiös. Ein angesehenen Job wäre toll, aber bitte kein Karrierist, er muss auch Zeit für mich haben und gerne kochen.»

Auf dem Heimweg nachts waren manche U-Bahn-Züge voller als tagsüber. Ich versuchte mir vorzustellen, wo die Menschen, die ich sah, herkamen, womit sie in ihrer Kindheit gespielt hatten und wie ihre Wohnungen aussahen. Zuhause, in Wien, hatte ich es viel einfacher gefunden, Menschen in Schubladen zu schieben: die junge Frau mit den Markenklamotten, der Typ mit den Dreadlocks und Palästina-Sertuch, der kleine Bruder der Freundin der Nachbarin. Hier, so schien es mir, konnte jeder alles sein.

Nach Hause kam ich in ein Zimmer, für das ich zuviel bezahlte und in dem die Heizung schlecht funktionierte. Ich müsse einfach eine zweite Decke nehmen, erklärte die Vermieterin. Sie war die einzige Person, die

sich stets als «Mrs. Reed» vorstellte, was in New York vollkommen unüblich war. Selbst die Chefs bei der Arbeit und die meisten Professoren an der Universität sprach man mit Vornamen an. Auf die Schecks für meine

«Nach einigen Jahren wurde der Staub weniger glamourös.»

Miete schrieb ich stets ihren vollen Namen, Sheila Reed, um ihr zu zeigen, was ich von ihr hielt. Deutlicher zu protestieren traute ich mich nicht, weil sie schnell mit der Kündigung drohte. Es war mir wichtig, das Zimmer zu behalten, weil ich nicht auf der Suche sein wollte.

Sonntags ging ich zum Brunch ins Restaurant im East Village, im West Village oder in SoHo. Bis zu einer Stunde warteten wir oft auf einen Tisch. Über Eggs Benedict oder

French Toast oder Salat mit Hühnerbrust wurde über das Leben philosophiert. So viele Möglichkeiten, wir sind privilegiert, aber es ist schwer. Wie kann man sich da nur entscheiden? Soll ich den Job wechseln oder dort bleiben? Den Mietvertrag verlängern oder umziehen? Den Menschen mit dem tollen Körper weiter treffen, der mich nicht liebt? Vielleicht ist mein Leben ja überhaupt in die falsche Richtung unterwegs. Die Schulfreundin heiratet nächsten Sommer und kauft ein Haus. Es ist zwar in der Provinz, aber vielleicht ist sie glücklich.

Nach einigen Jahren wurde der Staub weniger glamourös. Die hohen Häuser, die stets offenen Läden, der blinkende Times Square. Konnte die Stadt

nicht einmal schlafen gehen, dachte ich immer öfter. Was hatte sie denn Angst, zu verpassen? Ich wusste nicht mehr genau, was es war, das ich gesucht hatte. Hollywood-Stars hatte ich keine kennengelernt, dafür Menschen, die mir zuhause nie begegnet wären. Ich hatte viel gelernt, gehofft, ausprobiert. Es war verlockend gewe-

sen, zu glauben, der Sinn des Lebens läge in der Selbstverbesserung – ob im besser bezahlten Job, dem festen Partner, der schönen Wohnung, dem Heiratsantrag oder dem Wochenendhaus.

New York hatte mich ermutigt, nach Gefühlen, Abenteuern und Mög-

lichkeiten zu suchen. Beinahe hätte ich auch das Finden vergessen. Dabei konnten mir keine blinkenden Lichter helfen. Erwachsen werden musste ich alleine. Danke, New York. ●

Anna Goldenberg war im Kulturressort des «Jewish Daily Forward» in New York tätig. Texte der gebürtigen Wienerin sind unter anderem erschienen im «ZEITmagazin», «Die Presse» und dem Nachrichtenmagazin «profil». Sie schreibt regelmäßig für das Wissensmagazin «profil wissen».

ÄGYPTEN Journalismus

Gefährliche Recherchen in Kairo

Ägypten versinkt in Repression. Für Journalisten kann das Misstrauen, Zensur oder sogar Gefängnis bedeuten.

VON PETER SCHWARTZSTEIN

Journalisten sind mitunter ein bisschen hysterisch. Wir klagen gerne über unsere Arbeitsbedingungen und sind allzu schnell dabei, schlechte Erfahrungen über Twitter zu verbreiten. Aber Nahost-Korrespondenten wie ich hatten die letzten Jahre über mehr als genug Anlass für ganz reale Sorgen. Zunächst eine Quelle immenser Hoffnungen, mündete der «Arabische Frühling» von 2011 in den meisten Staaten der Region in Chaos und Repression. In ihrer Enttäuschung suchen viele Bürger nach Sündenböcken und finden diese in Journalisten aus ihrer Heimat und Übersee, die nicht blind die Regime-Propaganda nachbeten. Besonders ungnädig springt die Obrigkeit in Ägypten mit Journalisten um, die hier die Rückkehr des Landes zu einer Diktatur verfolgen. Die Hauptstadt Kairo ist seit zweieinhalb Jahren mein Standort als Korrespondent.

In den ersten Monaten nach dem Sturz des islamistischen Präsidenten Mohammed Morsi im Jahr 2013 suchten das Militär und die Muslimbrüder ausländische Journalisten gleichermaßen als Agenten der Gegenseite zu verteufeln. Staatliche Medien stellten amerikanische und europäische Presseleute als Elemente der al-Qaida hin. Bald legten ägyptische Bürger fremden Medienvertretern gegenüber eine offene Feindseligkeit an den Tag, die bis heute fortwirkt. So fragte mich ein Taxifahrer erst vor wenigen Tagen: «Bist du von der CIA oder dem Mossad?» Obwohl derlei absurde Kommentare seltener werden, bestimmten sie lange den Alltag von Ausländern in Kairo.

Gewollte Zensur

Selbstverständlich sind Nahost-Korrespondenten hier Regierungen und Organisationen gewohnt, die ihre Arbeit erschweren wollen. Aber neben

dem schieren Ausmass der gegenwärtigen Einschüchterungsversuche erschreckt die offenkundige Entschlossenheit der neuen Staatsführung in Kairo, unabhängige Stimmen auch um den Preis internationalen Ansehens zum Schweigen zu bringen. Während der Arbeit an diesem Text haben Sicherheitsbehörden mit Hossam Bahgat den führenden investigativen Journalisten und Menschenrechtsaktivisten Ägyptens an ein Militärtribunal überstellt und da-

«Am Ende sind ägyptische Offizielle für die negative Berichterstattung in letzter Zeit selbst verantwortlich.»

mit Einspruchsmöglichkeiten und öffentlicher Kontrolle entzogen. Anfang November schleppten bewaffnete Polizisten Salah Diab, den Gründer der grossen, unabhängigen Zeitung «Al Masry Al Youm», mitten in der Nacht aus seiner Wohnung. Anscheinend hatte Diab zuletzt eine kritischere Haltung gegenüber dem Staat entwickelt. Die Beamten bestellten Fotografen von Konkurrenzblättern zu Diabs Verhaftung, um seiner Erniedrigung maximale Publizität zu verschaffen.

Obwohl treue Anhänger von Präsident Abdel Fattah al-Sisi dies abstreiten, verschafft die Einschüchterung der Presse dem Regime international ganz offenkundig einen denkbar schlechten Ruf. Besonders krass erscheint der Fall von Bahgat, der häufig in grossen Medien ausserhalb Ägyptens zu Wort kommt. Infolge der fahrlässigen Erschiessung acht mexikanischer Touristen durch Sicherheitskräfte in der Wüste und der an-

haltenden Empörung über den Absturz der russischen Maschine auf der Sinai-Halbinsel hat die Glaubwürdigkeit Ägyptens ohnehin schwer gelitten. Aber das Regime ist derart fest davon überzeugt, dass unabhängige Journalisten eine existentielle Bedrohung seiner Macht darstellen, dass es diesen Preis in Kauf nimmt.

Gelegentlich werde ich gefragt, ob ägyptische oder ausländische Kollegen diese Übergriffe auf irgendeine Weise zumindest teilweise selbst zu verantworten haben. Immerhin sitzen laut dem «Committee for the Protection of Journalists» derzeit achtzehn Presseleute in ägyptischen Gefängnissen. Lokale Aktivisten gehen von über 60 Betroffenen aus. Ganz unschuldig können die Inhaftierten doch nicht sein, insinuierten Unterstützer der Regierung. Die Antwort muss ganz schlicht lauten: Doch. Und kein Vorwurf, ob begründet oder nicht, kann das Vorgehen gegen den Pressefotografen Mahmoud 'Shawkan' Abu Zeid rechtfertigen, der seit über 800 Tagen ohne Anklage inhaftiert ist. Auch die vom Staat geschürten Verschwörungstheorien, die uns Journalisten etwa als auf die Untergrabung des Staates versessene Spione anschwärzen, sind eine ernsthafte Widerlegung nicht wert. Da wir der offiziellen Linie nicht folgen wollen, hat das Regime schon vor längerer Zeit beschlossen, unsere Glaubwürdigkeit zu zerstören.

Knebelversuche

Aber ich gebe offen zu, dass es der westlichen Berichterstattung über Kairo und das ganze Land allzu oft an Hintergrund und Sachlichkeit gefehlt hat. Auf dem Tahrir-Platz mögen Gewalt und Tränengas geherrscht haben, aber 200 Meter weiter konnte die



FOTO: KESTONE

ZENSUR Journalist und Menschenrechtsaktivist Hossam Bahgat wurde an ein Militärtribunal überstellt

Lage erstaunlich ruhig sein. Mitunter haben wir Journalisten davon nicht berichtet. Diese Schlampigkeit hat der ägyptischen Wirtschaft Schaden zugefügt, die für Devisen und entlang des Roten Meeres besonders dringend auf Touristen angewiesen ist. Viele Ausländer entnahmen ihren Medien das Bild eines komplett im Chaos versinkenden Landes und blieben Ägypten deshalb fern. Als ich jüngst für die Berichterstattung über den Absturz des russischen Flugzeugs in dem Resort Sharm El-Sheikh auf der Sinai-Halbinsel war, war ich über die Verschlussenheit von Hoteliers und Kellnern der Presse gegenüber kaum überrascht.

Aber am Ende sind ägyptische Offizielle für die negative Berichterstattung in letzter Zeit selbst verantwortlich. Indem sie nach dem Militär-Coup von 2013 die brutale Verfolgung ihrer Gegner begannen statt ein Mass an Versöhnung anzustreben, nahm das Regime bewusst schlechte Presse in Kauf. Darauf reagierte der ägyptische Staat dann mit Knebelversuchen und machte Journalisten auch sonst das Leben schwer. Aber dies hat die negative Berichterstattung nur verschärft. Wo diese Dynamik endet, ist schwer abzusehen. Der schwindende Schutz vor staatlicher Repression zwingt die meisten unabhängigen ägyptischen Journalisten entwe-

der in eine Rolle als Propaganda-Sprachrohr, die von einheimischen Medien auch angenommen wird. Andere Kollegen geben den Beruf auf oder kehren wie so viele Ägypter mit guter Ausbildung und Chancen ihrer Heimat den Rücken.

Auch ein erheblicher Teil der ausländischen Korrespondenten hat Kairo bereits verlassen. Die durch ihre Ausrüstung besonders leicht als Journalisten erkennbaren Fotografen sind nach Istanbul oder Beirut umgezogen. Die Behörden setzen besonders Freelancer mit neuen Auflagen unter Druck und haben viele bereits davon überzeugt, dass eine Präsenz in Kairo nicht mehr länger der Mühe wert ist. Dem Regime dürfte dies willkommen sein. Doch eben diese repressive Haltung der Sisi-Regierung spricht für eine Rückkehr der bedrängten Presseleute. Journalisten folgen den Geschehnissen, und während Syrien, Irak, die Türkei und der israelisch-palästinensische Konflikt derzeit die Schlagzeilen dominieren, legt Ägypten mit der Unterdrückung von Presse und Bevölkerung womöglich die Lunte für grosse künftige Gewalt. ●

Peter Schwartzstein berichtet von Kairo aus über den Nahen und Mittleren Osten. Seine Beiträge erscheinen in «National Geographic», «The Daily Beast», «Quartz» und anderen Medien in den USA und Grossbritannien.

Ihre Spende ist Israels Stärke



Keren Hajessod fördert und unterstützt:

- Bildung und Erziehung
- Immigration und Eingliederung
- Alltagsunterstützung für Betagte und Kranke
- Wissenschaft und Technologie
- Gesellschaftsförderung in Randgebieten
- Jüdische Identität

PC-Konto 80-30297-4 · IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
Keren Hajessod Schweiz · Postfach · 8036 Zürich · T 044 461 68 68
info@kerenhajessod.ch · www.kerenhajessod.ch

NEW YORK Identität

Zwischen Scherz und Schabbat

Wie leben junge Juden zwischen Religion und säkularen Ambitionen? Unsere Autorin befragt Gleichaltrige in New York.

VON AMELIA BIENSTOCK

Ich bin an der Upper East Side von Manhattan aufgewachsen. Obwohl ich eine säkulare Privatschule besucht habe, waren die meisten Mitschüler und Nachbarn Juden. Daneben besuchte ich eine orthodoxe Schule für Hebräisch, eine konservative Synagoge an den Hohen Feiertagen und habe Fleisch und Milchiges stets getrennt gehalten. Ob die Produkte das offizielle OU-Prädikat für Koscher hatten, war mir jedoch gleichgültig. Ich hielt zwar Koscher an Pessach, aber den Schabbat habe ich im Gegensatz zu meiner Bat Mitzwa nicht gefeiert. Dabei konnte ich zwar die hebräischen Buchstaben lesen, aber ihre Bedeutung blieb mir verschlossen. Trotz alledem war mir Jüdischkeit bis zu meinem Eintritt in ein College nicht als Teil meiner Identität bewusst. Dann sagten mir Kommilitonen, ich sei ihre erste jüdische Freundin, oder dass es überraschend oder interessant sei, dass ich jüdisch sei. Ähnlich kam es mir vor, als ich ins Ausland reiste und dort als Amerikanerin wahrgenommen wurde.

Dann habe ich mich gefragt, wie meine Erfahrung mit anderen jüdischen New Yorkern meines Alters vergleichbar sei. Eitan Levine (26) und Tovah Silbermann (25) lernten sich vor sechs Jahr an der Yeshiva University in New York kennen. Die gemeinsame Leidenschaft für Comedy und ähnliche Herkunft gaben ihrer Beziehung Tiefe. Eitan wollte mit Tovah ausgehen, sie sagte «nein», und seither sind sie die besten Freunde. Hatten sie zuvor länger an Soloauftritten gearbeitet, so beschlossen die beiden unlängst eine Zusammenarbeit. Eitan und Tovah produzieren ein monatliches Comedy-Programm mit dem Titel «Shabbat Dinner». Dabei laden sie andere Komödianten mit einer religi-

ösen Herkunft zum Erzählen von Witzen, Geschichten und Lebenserfahrungen ein. «Die Show war von Anfang an ein Erfolg», so Tovah. «Das Thema scheint die Leute zu fesseln. Was wir für unsere normale Kindheit halten, ist für alle anderen ein seltsames soziologisches Experiment.»

Neue Erfahrungen

Tovah stammt aus New Orleans und ist dort in einer kleinen Lubawitscher-Gemeinschaft gross geworden. Obwohl ihr Vater aus einem Reformhaushalt stammt und ihre Mutter zum Judentum konvertiert ist, entschieden sich die Eltern für eine orthodoxe Erziehung. Obwohl sie strikt gesehen keine Chassiden waren, bestimmte die Gemeinde jeden Aspekt ihrer Existenz: Schule, Synagoge, Ferienlager und alle sonstigen Aktivitäten.

«Für mich gehört das Jüdische zu meiner Kultur und meiner Identität.»

Erst im vergangenen Jahr fand Tovah erstmals Freunde, die keine Juden waren. Eitans Herkunft ist ähnlich. Er wuchs in Springfield, New Jersey, auf, ging an eine Schule für Jungs, und obwohl die Familie der modernen Orthodoxie und nicht einer ultraorthodoxen Gemeinschaft angehörte, hielt sie sämtliche jüdischen Gesetze vom Schabbat über die Feiertage bis zu Koscher-Haltung strikt ein.

Tovah lebt seit 2009 in New York. Der Kontakt zu einer Welt ausserhalb ihrer Religionsgemeinschaft hat ihre Gläubigkeit stark beeinflusst: «Ich habe mein ganzes Leben bis hin zum College und meiner ersten Stelle danach an orthodoxen Institutionen ver-

bracht. Meine Praktika, Clubs und Freunde waren alle jüdisch und orthodox. Aber allmählich wurde mir klar, dass es um mich her eine gigantische Welt gab, der ich angehören könnte. Und langsam gab ich dann jüdische Dinge auf und suchte neue Erfahrungen.»

Die Abkehr von der Religion führt Tovah auf ihr Interesse an einer Bühnenkarriere zurück: «Wie die orthodoxe stellt auch die Comedy-Gemeinschaft einen umfassenden Anspruch an deine Existenz und deine Zeit. Wenn du nicht wöchentlich zur Shul gehst, Schabbat-Essen ausrichtest oder die Feiertage begehist, verlierst du rasch den Anschluss. Bei Comedy ist das genauso. Heute sind alle meine Bekannten in der Branche tätig und reden Tag und Nacht nur davon.» Eine Zeitlang hat Tovah versucht, in beiden

Sphären zu existieren und ein Doppelleben zu führen. Aber dabei musste sie beide Welten vernachlässigen. So entschloss sie sich für Komödie und Satire: «Mir wurde bewusst, dass ich mich nur deshalb an die Orthodoxie klammerte, weil ich

sonst nichts kannte. Aber meine wirkliche Leidenschaft war humorvolle Unterhaltung.»

Was hat das Paar am stärksten überrascht bei ihrem Eintritt in die säkulare Welt? Dazu Tovah: «Ich habe besonders darüber gestaunt, wenn Leute nicht einmal die einfachsten Dinge – oder was ich eben dafür hielt – über den Schabbat oder Koscher-Gesetze wussten. Ein Typ hatte nie von dem Makkabäern gehört und ich dachte: das kann doch nicht dein Ernst sein! Die Möglichkeit, dass da jemand ignorant sein konnte, war völlig neu für mich. Ich habe zunächst geglaubt, dass zumindest die New Yorker einen breiteren Horizont bei diesen Fragen



FOTO KEYSTONE

ALLTAG Ein chassidischer Mann im New Yorker Astroland Park in Coney Island

haben. Aber ich wurde immer wieder eines Besseren belehrt.» Eitan war erstaunt darüber, dass Purim nur so wenigen bekannt war. Für die meisten Leute war das Fest offenkundig viel weniger wichtig als für ihn selbst.

In ihrer Szene ist der Hintergrund von Tovah und Eitan gut bekannt. Das führt zu vielen Fragen. Dabei darf nie jene nach dem Sexleben der Orthodoxen fehlen, das angeblich durch ein Loch in einem Leintuch vollzogen wird. Nein, antworten die beiden dann leicht genervt, das stimmt nicht. Eitan muss im Monat September jedesmal erklären, was es mit dem Sukkot-Fest auf sich hat. Tovah stört sich besonders an der wiederholten und äusserst rüden Erkundigung, ob sie Jungfrau sei. Eitan sagt dazu, in New York City gebe es «rund 50 Dating-Apps wie 'Tinder' – um die jüdische Dating-Szene muss man sich also absolut keine Sorgen machen.»

Teil der Identität

Auch Maya Glasser ist 26 Jahre alt. Sie ist in Westchester ausserhalb von New York aufgewachsen, aber lebt seit dem Beginn ihres Studiums an der New York University im Jahr 2007 in der

Stadt. Hier steht Maya derzeit in ihrem dritten Jahr einer Rabbiner-Ausbildung am Campus des Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion. Ihr erstes Jahr hat sie auf dem Jerusalemer Campus der Institution verbracht. Die eigene Familie beschreibt Maya als «traditionell reformiert: ich habe das Leben in einem jüdischen Rhythmus wirklich genossen – den Besuch einer Hebräisch-Schule, die Bege-

hung von Feiertagen wie Pessach, Rosch Haschana und Chanukka sowie das wöchentliche Schabbat-Essen mit den Eltern und meinem Bruder. Jüdisch Sein war immer schon ein starker Teil meiner Identität, den ich nie in Frage gestellt habe.» Teil einer Tradition zu sein und einem grösseren Ganzen anzugehören war Maya wichtig. Sie wuchs mit vielen anderen liberalen Juden auf und hielt dies für ganz normal. Nach der Bat Mitzwa engagierte sich Maya stark in ihrer Synagoge und war jede Woche vier- oder fünfmal dort. Während der Turbulenzen ihrer Highschool-Jahre wurde der Tempel ihre Zuflucht. Dort fühlte sie sich willkommen und geschätzt. So wuchs in jungen Jahren der Wunsch, Seelsorgerin zu werden: «Es war einfach wunderbar, in der Synagoge zu sein. Ich blühte auf, wenn ich mitmachen und Verantwortung übernehmen konnte. Allmählich verstand ich, dass das Amt einer Rabbinerin meine Bestimmung ist. Nicht nur, weil ich meine Erfahrungen im Tempel so genossen habe. Ich will auch selbst eine Gemeinschaft schaffen, die so wunderbar und fürsorglich ist wie die Synagoge meiner Jugend.»

Wie Tovah, Eitan und ich selbst lebt Maya inmitten einer säkularen

Kultur, wo ihre meisten Freunde kaum jemals über Religion nachdenken. Es ist fast ein Trend geworden, Religion verächtlich zu machen. Und häufig fühlt sich ein Glaube irrelevant an. Doch Maya sieht die Religion als Kraft des Guten und Trostes in der Welt. Davon ist sie überzeugt. Als Rabbinerin möchte sie Menschen zum Glauben und dessen Reichtum führen: «Ich würde der Welt wirklich gerne zeigen, dass Religion nicht aus Geboten besteht, denen wir folgen oder aus Worten in alten Büchern, die wir glauben müssen. Religion ist ein Gebäude aus Werten und Geschichten von fehlerhaften Menschen, aus denen wir lernen können. Religion ist so viel mehr: gute Taten, Gemeinschaft, Tradition.» Obwohl sie Dating-Apps nicht dazu zählt, rühmt Maya die immense Fülle jüdischen Lebens in New York City: «Es gibt alles von enormen Bollwerken der Reform bis zu winzigen Minjans in jedem Stadtteil. Die Vielzahl jüdischer Institutionen und Gruppen bietet jedem die Möglichkeit einer Anbindung nach eigenen Vorlieben.» Dabei erschwere gerade die Fülle mitunter eine Entscheidung.

Persönlich betrachte ich mich selbst nicht unbedingt als religiös. Aber für mich gehört das Jüdische zu meiner Kultur und meiner Identität. Dank meiner Vorfahren aus Deutschland und Österreich habe ich blondes Haar und helle Haut. Zusammen mit meinem nicht unbedingt jüdisch klingenden Nachnamen sind daher viele Leute überrascht, wenn sie von meiner Religion erfahren. Aber stets findet meine Identität Eingang in meine Comedy-Auftritte und meine Konversation. Was als Normalität für mich und meine Umgebung begann, ist zu einem Charakteristikum geworden, dass mich für andere Menschen einzigartig und interessant macht. Und dieser Aspekt meiner Persönlichkeit macht mir grosse Freude. ●

Amelia Bienstock ist in New York geboren und aufgewachsen und hat Theater- und Medienwissenschaften an der Syracuse University und der Columbia University School of Journalism studiert. Neben ihrer journalistischen Arbeit schreibt und führt Amelia Bienstock Comedy am Peoples Improv Theater in Manhattan auf.

BERLIN Perspektiven

Leben auf teurem Pflaster

Sie sind gut ausgebildet, ehrgeizig und unternehmungslustig. Dennoch wird New York für Menschen um die 30 zunehmend unerschwinglich. Bietet der Umzug nach Berlin eine halbwegs sichere Zukunft?

VON SUSANNAH EDELBAUM

Im Spätherbst 2009 hat die Finanzkrise ihren Höhepunkt und die Arbeitslosigkeit neue Rekorde erreicht. Und ich habe eine mies bezahlte Assistentenstelle bei einer grässlichen Webseite für Frauenmode gekündigt. Um die Miete aufzubringen und meiner Mutter einen Herzinfarkt zu ersparen, hatte ich mir vor der Kündigung eine Stelle an der Garderobe eines Restaurants verschafft. Eine ehemalige Kollegin war dort Managerin und half mir. Der Wechsel von Online-Kleidung zu Bergen realer Mäntel und Jacken versprach einen anspruchlosen und womöglich langweiligen Job. Aber ich wollte die Sicherheit für die Suche nach einer Stelle nutzen, die selbst der Definition meiner Grossmutter für «schwierig» entsprechen würde. Doch wie das häufig so ist, fiel mir der anspruchsvolle Job später leicht, während sich die Mantel-Verwaltung als heikel und mitunter sogar kriminell erwies. Obendrein war meine Zeit als Garderobiere verblüffend einträglich und weitaus spannender als erwartet.

Über Wasser halten

Aus der winzigen, mit dunklem Holz getäfelten Garderobe ging mein Blick auf eine Szenerie, an der die grosse Rezession spurlos vorübergegangen war. In Kerzenlicht getaucht, mit Teppichen ausgelegt und von Messinggeländern gesäumt, empfing der Speisesaal ein erlesenes Publikum vor einem enormen Wandgemälde gleichermaßen berühmter Persönlichkeiten. Ebenso erstaunlich war die Tatsache, dass dieser angesagte Laden eine Goldgrube für den Besitzer war, der hauptberuflich ein wichtiges Modemagazin leitete. Mit den unverschämten Preisen – 20 Dollar für einen Martini – war das Lokal seiner Zeit um

Jahre voraus. Heute sind derlei lächerliche Tarife in Manhattan vielerorts die Regel. Das hiess nicht, dass wir anständig oder überhaupt bezahlt wurden. Unser Job war technisch gesehen sogar ein Zuschussgeschäft. Für die Ehre, die Pelze und Mäntel der 0,0001 Prozent und der ihnen so ergebenden Künstler, Autoren, Musiker und Schauspieler entgegenzunehmen, erhielten wir in Verletzung des Arbeitsrechts keinen Lohn. Obendrein mussten wir am Ende jeder Schicht zehn Prozent unserer Trinkgelder an das Management abgeben.

Aber ein Opfer will ich mich deshalb nicht nennen. Schliesslich habe ich die Stelle angenommen. Und die erwies sich als einer der besten Treffer

«Heute sind derlei lächerliche Tarife in Manhattan vielerorts die Regel.»

meines Erwachsenenlebens. An meinem ersten Tag fragte mich der Geschäftsführer, ob ich «so etwas» schon einmal gemacht hätte. Ich verstand das so, dass er das Aufhängen von Mänteln auf Kleiderbügeln meinte und sagte «Ja». Wenig später bat er mich, schnellsten eine ganze Crew für die Garderobe aufzutreiben. Voraussetzung für den Job war gutes Aussehen in schwarzer Kleidung. An Nachnamen, Kontaktinformation oder staatlicher Arbeitserlaubnis war er nicht interessiert. Ich liess die Hoffnung auf ein längerfristiges Engagement sausen. Doch dann drückte mir ein Gast den ersten von zahlreichen 20-Dollar-Scheinen in die Hand. Ich sandte SMS an sämtliche unterbezahlten Bekannten in der Stadt, denen ich sechs Stunden in einem engen Schrank und ein Talent für das Zusammenpressen teu-

rer J.-Mendels-Produkte auf vollgehängten Kleiderstangen zutraute.

Sechs Jahre später reden meine Freunde und ich immer noch über die illegal erworbenen Reichtümer jenes Winters. Der fiese Gangstertyp aus England, der stundenlang vor unserem Gelass herumstand, ohne einen Bissen zu verzehren? Oh, das war nur der Leibwächter von Mick Jagger. Und warum liess Sigourney Weaver während der Sylvesterparty eine Tüte mit Thai-Essen bei uns mit der Bitte, diese bloss nicht zu verlieren? (Als ob wir die übelriechende Packung hätten verlegen können.) Und bis heute müssen manche von uns beim Anblick einer Frau mit Wollcape einfach sagen: «Such NICHT nach Ärmeln» – der hilf-

reiche Hinweis einer MilliardärsGattin bei der Überreichung ihres Umhangs. In der Tat waren nicht die Zelebritäten am interessantesten, sondern Reiche ohne bekannte Gesichter. Und die waren

auch am grosszügigsten. Diese Kombination aus fehlender Wiedererkennbarkeit und extremer Fähigkeit, mit Geld um sich zu werfen, war wirklich bemerkenswert. Ich werde wohl nie erfahren, wer die texanische Blondine in einem langen weissen Wintermantel an einem warmen Oktoberabend war, die bei ihrer Ankunft in desperatem Ton nach dem Geschäftsführer fragte und mir bei der Übergabe und dann am Ende des Abends jeweils 100 Dollar gab. Öl-Geld? Vielleicht hat sie die Nullen hinter der Eins auf den Scheinen übersehen.

Jedenfalls wurde uns in diesem Winter klar, dass wir zuvor keine Ahnung hatten, wer die spektakulär Reichen wirklich waren. Und während wir uns über den Designer im Pelzmantel amüsierten, der sturzbetrunken aus dem Lokal taumelte, oder ver-

The box of dreams

folgten, welche Künstler jeweils miteinander dinierten, machten wir sehr gutes Geld. Aber heute weiss ich, dass wir den wichtigsten Aspekt unseres Jobs übersahen: Dass wir – junge, ehrgeizige New Yorker mit exzellenten Ausbildungen – tatsächlich existentiell auf diese seltsame und unwahrscheinliche Arbeit angewiesen waren. Und die Stelle als Garderobiere war für die meisten von uns nur der Beginn einer Serie von Jobs und Nebenjobs, mit denen wir uns gerade eben in New York über Wasser halten konnten.

New Yorker Kostenberge

Heute haben wir die 30 erreicht oder überschritten. Doch kaum jemand von uns steht finanziell gesicherter da als damals zwischen den Wintermänteln. Einigen geht es sogar trotz aller Anstrengungen schlechter. Wer in New York geblieben ist, strampelt sich für Miete, Krankenversicherung, U-Bahnkarten und sonstige Notwendigkeiten ab, die ständig teurer werden. Und trotz Beförderungen oder besserer Stellen sind viele von uns deshalb immer noch auf Nebeneinnahmen angewiesen. Leute aus der Generation unserer Eltern, die solche Probleme nicht persönlich kennen, haben dafür Vorwürfe parat wie: Ihr Jungen spart nicht, sondern gebt euer Geld für iPhones aus. Schuld an euren Sorgen ist nicht die Wirtschaft, sondern eure Kurzsichtigkeit und euer Materialismus.

Aber hier kommt eine Eilmeldung: Das iPhone gibt es umsonst, wenn man einen Abo-Vertrag mit der Telefongesellschaft abschliesst. Der kostet in den USA monatlich mindestens achtzig Dollar. Das Telefon brauchen wir, damit uns die Eltern mit ihren Sorgen um uns jederzeit erreichen können. Und eigentlich nimmt uns der Hausbesitzer schon genug Miete ab. Aber er will noch mehr verdienen und fordert einfach mehr. Und die Gesundheitsreform «Obamacare» in den USA mag zwar vor einem Bankrott wegen unbezahlbarer Kosten schützen, aber Krankenversicherungen zu halbwegs erträglichen Preisen gibt es deshalb noch lange nicht. Zudem steigen die Kosten für unser Gesundheitswesen ständig weiter. Insgesamt dürften die unablässig wachsenden Kosten für eine ziemlich bescheidene Existenz die meisten New Yorker ☹



Ensuring a flourishing future is more than a dream. It can be made a present-day reality with the right professional know-how. We have the experience to help you make the most of your assets and assist you with your estate planning.

KKL Treuhand-Gesellschaft AG, headquartered in the Swiss financial capital of Zurich, offers you expert and discreet advice. We work with you to protect and grow your wealth, and focus not only on your own future but on that of your children's and grandchildren's by providing comprehensive services as estate planners and executors.

Please contact us. We invite you to sit down with us, under no obligation, to discuss ways of optimizing your wealth. Your future is worth it.



KKL TREUHAND-GESELLSCHAFT AG

POB, 8021 Zürich-Switzerland

Tel +41 (0)44 225 88 00

Fax +41 (0)44 211 50 49

info@kklschweiz.ch



Please scan the QR code to download the KKL app

meiner Generation ihr Leben lang am Erwerb eines Hauses in der Region hindern. Solange nicht eine höhere Gewalt einschreitet, werden wir auch auf Nebenjobs angewiesen sein.

Natürlich gibt es in meinem Freundeskreis auch Ausnahmen, und die sind nicht unbedingt an der Wall Street oder bei grossen Anwaltskanzleien tätig. Aber selbst diese Glücklichen entrinnen den unaufhaltsam wachsenden Kosten nicht. Ein verheiratetes Paar aus meinem Freundeskreis verdient als Werbetexter und Lehrerin relativ gut. Dank eines Wunders – und ohne die sind Erfolge für unsereinen eigentlich nicht denkbar – sind sie Besitzer einer kleinen Wohnung in Brooklyn: Der Verkäufer nahm ihre Anzahlung an, nachdem bei vorherigen Versuchen stets Käufer dazwischen gekommen waren, die den gesamten Preis sofort und bar zahlen wollten. Die Freunde sind glücklich über ihr Apartment. Aber Mails von ihnen klingen gestresst und voller ständiger Geld- und Zukunftssorgen. Zuletzt sprachen sie von einem Baby. Das wird dann auch rasch ein Lied vom Wert des Dollars singen können.

Berliner Exil

So haben viele von uns New York verlassen. Dazu zähle ich mich selbst. Wie einer meiner Freunde bin ich nach Berlin gezogen. Er hat ein unbezahlbares Apartment in Brooklyn und einen ungeliebten Werber-Job hinter sich gelassen. Mit seinem Lebenspartner hat er ein Spezialgeschäft für Lebensmittel eröffnet. Das sollte eigentlich nur eine Übergangslösung bis zur Rückkehr nach New York sein. Aber inzwischen geht es ihnen so gut, dass sie Berlin als neue Heimat betrachten. Immerhin ist das Leben hier weitaus erschwinglicher als in New York, Paris oder London.

Auch dieser Entschluss hat seine Schattenseiten. Die Freunde halten ihre Kosten niedrig, weil sie die Suche nach einer schönen, aber teuren Altbauwohnung aufgegeben haben. Stattdessen leben sie in einem Wohnblock aus den 1970er Jahren in Kreuzberg. Der abweisende Betonkasten ist zwar nicht ausdrücklich für türkische Immigranten reserviert. Aber nach einem Monat dort haben die zwei erst eine deutsche Nachbarin getroffen. Die war



FOTO SUSANNAH EDELBAUM

KREUZBERG Ein Plattenbau in Berlin Kreuzberg, wo zwei New Yorker Auswanderer wohnen

bei der Begegnung im Fahrstuhl erstaunlich freundlich. Das ist nicht nur für Deutsche in Fahrstühlen ungewöhnlich. Sprach daraus nur nachbarschaftliche Verbundenheit? Womöglich gab sie doch der Freude darüber Ausdruck, in ihrem Gebäude Leute ihrer ethnisch-kulturellen Herkunft zu erblicken. Uns interessiert dabei weniger die Frage, ob dies moralisch verwerflich ist. Denn womöglich spricht gerade der Einzug meiner Freunde in dem Kreuzberger Betonblock für den Beginn einer Gentrifizierung dort, vor der wir selbst geflohen sind.

Zumindest lief das in New York so, dass vorwiegend weisse Kreative mit knappen Mitteln, aber offener Haltung in überwiegend von Minoritäten bewohnte Viertel ziehen und damit die Türen für eine Flut von Bankern und egozentrischen Techies öffnen. Dann folgen reiche Ausländer auf der Suche nach einer Zweitwohnung und Zicken mit Marketing-Jobs und UGG-Stiefeln, die Rassehunde halten, statt einen Mischling aus dem Tierheim zu adoptieren. An dieser Stelle kann sich der Leser seinen persönlichen Vertreter des Menschentyps vorstellen, der zwar Geld hat, aber weder Sinn für gewachsene Nachbarschaften noch Denkmalschutz mitbringt und statt etwas für die neue Umgebung zu tun, deren Zerschlagung betreibt.

Natürlich rege ich mich umsonst auf. Aber ich möchte zumindest Klarheit reden und die Urheber unserer fehlenden Zukunftschancen nennen – jene, die ständig Mieten erhöhen, Telekommunikation über Quasi-Monopole kontrollieren und ohne Zögern in Arbeitervierteln Bars aufmachen, in denen das Bier doppelt so viel kostet wie in jeder anderen Kneipe dort. Damals in der Garderobe haben meine Freun-

de und ich auf Gäste, die kein Trinkgeld gaben, spontan mit Hass reagiert. Aber den haben wir rasch wieder vergessen. Das Ziel bleibender Abneigung hätten der Besitzer und seine habgierigen oder ahnungslosen Partner sein müssen. Die verliessen sich auf unsere Geldnot und konnten deshalb die Anstellung regulärer Arbeitskräfte einsparen. Und wir gaben ihnen recht, indem wir den uns gesetzlich zustehenden Grundlohn von fünf Dollar die Stunde ohne Trinkgelder nicht eingefordert haben.

Wir werden kaum jemals in die Kasse der Pelzträger eintreten, die an milden Herbstabenden 200-Dollar-Trinkgelder verteilen. Diese Menschen werden uns ein Rätsel bleiben. Aber wir wollen auch niemals wieder für das Privileg zahlen, ihre Mäntel aufzuhängen. Unsere Freunde mit der Hypothek in Brooklyn sind zu müde, um sich über diesen Gang der Dinge noch aufzuregen. Aber wir tragen eine andere Verpflichtung, während wir in Berlin eine neue Heimat schaffen und dabei von den finanziellen Vorteilen der Stadt profitieren, solange diese noch bestehen. Es liegt an uns, staatliche Auflagen etwa für Mietpreise zu fordern und zu unterstützen. Und wir sollten die Verantwortlichen für die explodierenden Lebenshaltungskosten identifizieren und konfrontieren. In Berlin scherzen wir gerne, Kapitalismus ist piefig. Doch das stimmt eigentlich nicht. Der Kapitalismus strotzt vor Gesundheit. Aber ohne Fesseln verhindert die Marktwirtschaft eine menschenwürdige Existenz. Und das sollten wir nach unserer Erfahrung in New York als Berliner verhindern. ●

Susannah Edelbaum ist in New York aufgewachsen und arbeitet als Journalistin in Berlin. Sie berichtet über Kultur und Gesellschaft.

FRAUEN Sicherheit

Schutz in London, Hohn in Toronto

Wie gehen Polizeibehörden mit sexueller Gewalt gegen Frauen um? Ein Vergleich zwischen Kanada und England.

VON CHRISTINE ESTIMA

Toronto und London haben viel gemeinsam. Die Vereinten Nationen zählen beide zu den Städten mit der grössten ethnisch-kulturellen Vielfalt. Und die Geschichte des Empire verbindet die kanadische Metropole bis heute über das gemeinsame Commonwealth mit der britischen Hauptstadt. Toronto und London gleichen einander auch an Lebensqualität und Wohlstand. Doch wenn es um die Haltung Frauen gegenüber geht, so liegen zwischen den Städten Welten. Ich habe in

in Toronto. Ein fremder Mann rief unser Telefon zuhause immer wieder an und stellte mir explizit sexuelle Fragen. Die Polizei erklärte auf meinen Anruf deswegen, für eine Untersuchung der Vorfälle stünde zu wenig Personal bereit. Dann riet mir ein Beamter, den Fall aufzugeben. Das lehnte ich ab. Aber trotzdem habe ich dazu nie wieder von der Polizei gehört. Einige Jahre später wurde ich in Toronto mit obszönen Kommentaren am Arbeitsplatz belästigt. Polizeibeamte lachten mich aus, als ich mich darüber beklagte. Sie fanden die Bemerkungen meines Verfolgers lustig.

Bei einem dritten Vorfall belästigte ein gemeinsamer Bekannter eine Freundin von mir in einem Online-Forum. Ich begleitete sie zur Polizei von Toronto, um dies aktenkundig zu machen. Der Beamte führte uns in einen Raum und erklärte, er verstünde das Internet nicht und könne daher nicht nachvollziehen, wie online Belästigungen geschehen könnten. Oben-

drein riskiere meine Freundin eine Verleumdungsklage, wenn sie die Sache nicht fallen lassen würde. Ein Verbrechen sei jedenfalls nicht geschehen. Wir verliessen das Revier zutiefst verwirrt. Wie konnte meine Freundin ihre Angst und das Gefühl der Erniedrigung aufgrund der Belästigung ausdrücken, wenn die Polizei derartige Übergriffe nicht einmal anerkennt?

Ganz anders waren meine Erfahrungen in London. Dort verfolgte mich ein Mann unentwegt am Telefon und über SMS-Botschaften mit Drohungen und Obszönitäten. Ich war zuvor über das Internet mit ihm in Kontakt gekommen. Persönlich begegnet waren wir einander nicht. Die Belästigungen hielten über zwei Monate an. Reagiert

hatte ich nie, um ihn nicht zu ermutigen. Doch eines Tages hinterliess er die Voicemail-Botschaft: «Je mehr du mich ignorierst, desto mehr werde ich hinter dir her sein.» Ich rief umgehend die Polizei an. Die Beamten sagten mir, ich solle den Mann auffordern, von weiteren Kontakten abzusehen. Käme er dem nicht nach, würde jeder weitere Anruf oder jedes weitere SMS ein Vergehen darstellen. Ich folgte dem Rat. Und glücklicherweise stellte der Mann die Belästigungen daraufhin ein. Die Polizei erkundigte sich eine Woche später nach dem Stand der Dinge und gab mir weitere Ratschläge: Ich solle meine Telefonnummer zukünftig erst nach einem persönlichen Kontakt herausgeben und auch nur dann, wenn ich mich nicht dazu genötigt fühle. E-Mails liessen sich leicht blockieren und ignorieren, Anrufe und SMS aber nicht. Ich habe mich seither an diese Tipps gehalten und gebe meine Nummer nicht mehr ohne eine Begegnung von Mensch zu Mensch heraus.

Doch im letzten Jahr entwendete ein Essenskurier meine Kontaktdaten bei einem Londoner Restaurant und sandte mir eine Flut gemeiner und obszöner SMS. Meine Aufforderung, damit aufzuhören, ignorierte er. Daher wandte ich mich an die Polizei. Das Revier sandte umgehend einen Beamten in meine Wohnung. Der nahm einen Bericht auf und verwies mich an die «Victim Support Unit», die mich mit Informationen, Rat und weiteren Hilfen rund um die Uhr unterstützte. Dazu kontaktierte der Beamte den Belästiger und drohte ihm mit Haft, sofern er nicht vom Versenden von SMS an mich abliesse. So bekam ich in London weder Spott noch Desinteresse zu spüren; die Polizei respektierte meine Würde. Aber vor allem schenkten mir die Beamten Glauben.

Toronto hat dagegen eine lange Geschichte der Vernachlässigung weiblicher Anliegen, die so gar nicht zu ☹

«Der Beamte führte uns in einen Raum und erklärte, er verstünde das Internet nicht und könne daher nicht nachvollziehen, wie online Belästigungen geschehen könnten.»

beiden gelebt und war jeweils gezwungen, bei den Behörden sexuelle Belästigungen zu melden. Die Reaktionen der Offiziellen darauf könnten nicht unterschiedlicher gewesen sein. In Toronto wurden meine Beschwerden mit Verachtung, abfälligen Bemerkungen und Ungläubigkeit quittiert. Londoner Polizisten äusserten dagegen keinerlei Zweifel an meiner Glaubwürdigkeit. Sie hörten zu, gaben hilfreiche Hinweise und nahmen mir im Handumdrehen die Angst. Was ging hier vor und woher kommen die ganz unterschiedlichen Haltungen der Behörden in Toronto und London?

Unterschiedliche Behörden

Sexuelle Belästigung ist mir erstmals mit 16 widerfahren. Damals lebte ich

dem weltoffenen Image der Stadt passen will. Nachdem der Radiostar und Musiker Jian Ghomeshi wegen der brutalen Misshandlung mehrerer Frauen angezeigt worden war, forderte Polizeichef Bill Blair letztes Jahr ähnlich Betroffene auf, sich zu melden. Nachdem eine Frau dem nachgekommen war, wies die Polizei den Fall jedoch aufgrund widersprüchlicher Aussagen von Klägerin und Beklagtem ab. Zudem führte die Polizei von Toronto laut der «Huffington Post» die tätlichen Übergriffe gegen Schulmädchen auf deren angeblich aufreizende Kleidung zurück und ignorierte sie ansonsten. Insgesamt wurden 2012 in Kanada 472'000 sexuelle Angriffe gemeldet. Aber nur 1610 führten zu Schuldsprüchen, eine im internationalen Vergleich ausserordentlich niedrige Rate. Obendrein wurden drei Polizisten in Toronto in diesem Jahr angeklagt, gemeinsam eine Frau vergewaltigt zu haben. Wie sollen wir uns überhaupt trauen, sexuelle Gewalt zu melden, wenn wir nicht einmal vor der Polizei sicher sind?

London schlägt hier einen ganz anderen Weg ein. Zunächst haben die Verantwortlichen in der Stadt eingesehen, dass viele Beamte Klagen wegen sexueller Belästigung und Gewalt trotz meiner guten Erfahrungen immer noch nicht ernst nehmen. Zudem wird in London anerkannt, dass Belästigungen am Arbeitsplatz weiterhin das grösste Problem in diesem Bereich darstellen. Daher hat die Stadt die London Metropolitan Police angewiesen, eine unabhängige Untersuchung über den Umgang der Behörde mit solchen Fällen in Auftrag zu geben. Allein dieses Eingeständnis stellt einen dramatischen Unterschied zu den Verhältnissen in Toronto dar.

«SlutWalk»

Die Stadt London hat daneben für das Viertel Southwark, wo ich gelebt habe, eine Null-Toleranz-Politik für das endemische Begrabschen von Frauen in den dortigen Bars und Clubs angeordnet. Noch effektiver sind die gemeinsamen Anstrengungen von Polizei und U-Bahn, die Frauen zur Meldung von Belästigungen in und ausserhalb von Zügen ermutigen. Entsprechende Plakate mit Telefonnummern sind überall in Bahnhöfen und Abteilen zu sehen. Ich habe diese Nummern damals auf



«SLUTWALK» Frauen marschieren in Genf gegen sexuelle Belästigung – ein Trend, der seine Wurzeln in Toronto hat

meinem Handy abgespeichert. Die Londoner Polizei steht inzwischen jedoch auch männlichen Opfer von sexueller Gewalt bei. Dies haben auch kanadische Medien notiert. So kritisierte die Zeitung «Globe and Mail» die im Gegensatz zu London völlig ungenügenden Reaktionen der kanadischen Sicherheitskräfte im öffentlichen Nahverkehr auf sexuelle Gewalt.

Frauen in Toronto nehmen diese systematische Benachteiligung nicht hin. Wir haben uns zu Aktionen wie den «SlutWalk»-Demonstrationen zusammengesetzt. «SlutWalk» ist eine weltweite Initiative gegen die Verhöhnung von Opfern und die Glorifizierung sexueller Gewalt. Die Bewegung wurde 2011 in Toronto als Reaktion auf einen Polizisten gegründet, der jene alte Rechtfertigung von Vergewaltigung gepflegt und erklärt hatte: «Frauen sollten sich eben nicht wie Schlampen anziehen, wenn sie nicht zum Opfer werden wollen.» Inzwischen haben 200 Gruppen auf dem amerikanischen

Doppelkontinent, in Europa, Asien und Afrika diese Initiative aufgegriffen.

Daneben gibt es die Facebook-Gruppe «TFS-Toronto Feminist Squad». Mitglieder können nur Frauen aus der Stadt werden. Wir sind solidarisch, vertrauen einander Erfahrungen an und teilen Ratschläge. Die Gruppe schlägt bei Angriffen auf Frauen Alarm und gibt Warnungen zu gefährlichen Vierteln oder Strassen heraus. So schaffen wir online eine Gemeinschaft und helfen uns selbst, wo uns die Behörden im Stich lassen. Aber wir geben die Hoffnung nicht auf, dass Toronto doch einmal dem Londoner Vorbild folgt und unsere Sicherheit ernst nimmt. Am besten wäre es natürlich, wenn wir gar keinen Grund hätten, die Polizei zu rufen. ●

Christine Estima schreibt für zahlreiche Publikationen über Reisen, Kultur und gesellschaftliche Themen. Sie hat in Montreal, Toronto, London, Köln, Brüssel und Kopenhagen gelebt und bloggt unter www.ChristineEstima.com.

AGENDA basel

AUSSTELLUNG

■ Auf der Suche nach 0,10 – die letzte futuristische Ausstellung der Malerei

Vor 100 Jahren, im Winter 1915/16, fand im russischen Petrograd (heute St. Petersburg) eine legendäre Ausstellung von sieben Künstlern und ebenso vielen Künstlerinnen der russischen Avantgarde statt. Kasimir Malewitsch präsentierte dort erstmals sein «Schwarzes Quadrat». Zum 100. Jubiläum organisiert die Fondation Beyeler eine Ausstellung, in der ein Grossteil der damaligen, erhalten gebliebenen Werke – ergänzt durch solche aus dem gleichen Zeitraum – erstmals wieder vereint werden.

Fondation Beyeler

Baselstrasse 101
4125 Riehen.
www.fondationbeyeler.ch
bis 10. Januar 2016

hamburg

AUSSTELLUNG

■ Sarah Moon - Now and Then

Mit einem besonderen Fokus auf das filmische Œuvre wird weltweit zum ersten Mal das Gesamtwerk der Fotografin Sarah Moon als retrospektive Schau im Haus der Photo-

graphie der Deichtorhallen präsentiert. Rund 350 Fotografien und fünf Filme lassen die Besucher in die Welt der Sarah Moon eintauchen.

Haus der Fotografie

Deichtorstrasse 1–2
20095 Hamburg
www.deichtorhallen.de
bis 21. Februar 2016

new york

AUSSTELLUNG

■ Ancient Egypt Transformed:

The Middle Kingdom

Spektakuläre Übersicht auf Kultur, Religion und Politik im «Mittleren Königreich» Ägyptens (2030–1650 v.d.Z.).

Metropolitan Museum of Art

1000 Fifth Avenue
New York, New York 10028
Tel.: (+1) 212 535 7710
www.metmuseum.org
montags geschlossen
bis 24. Januar 2016

■ Unorthodox

200 Werke von über 50 zeitgenössischen jüdischen Künstlern.

The Jewish Museum

1109 5th Avenue
New York, NY 10128
Tel.: (+1) 212 423 3200
www.thejewishmuseum.org
mittwochs geschlossen
bis 27. März 2016

■ Crisis and Opportunity:

The Cultural Impact of German-Jewish Refugees

Schicksal und kultureller Einfluss der deutsch-jüdischen Nazi-Flüchtlinge in den USA.

Center for Jewish History

15 West 16th Street, Manhattan
Tel.: (+1) 212 294 8301
www.cjh.org
samstags geschlossen
bis 29. Februar 2016

■ Baghdadis & the Bene Israel in Bollywood & Beyond

Die weithin unbekannte, aber ausserordentlich bedeutsame Rolle jüdischer Schauspielerinnen für das indische Kino.

Center for Jewish History

15 West 16th Street, Manhattan
Tel.: (+1) 212 294 8301
www.cjh.org, samstags geschlossen
bis 1. April 2016

■ Coney Island: Visions of an

American Dreamland, 1861–2008

Unbedingt sehenswerte Aufbereitung der Geschichte des Vergnügungsparks im Süden von Brooklyn.

Brooklyn Museum

200 Eastern Parkway
Brooklyn, New York 11238
Tel.: (+1) 718 638 5000
www.brooklynmuseum.org
Montag und Dienstag geschlossen
bis 13. März 2016

prag

AUSSTELLUNG

■ The Missing Images: Eugene Van Mieghem and the Jewish Emigrants to the New World

In Zusammenarbeit mit der Eugene van Mieghem Foundation zeigt das Jüdische Museum in Prag eine Ausstellung zu jüdischen Flüchtlingen, die Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Osteuropa nach Amerika auswanderten.

Robert Guttman Gallery

U Staré školy 3
Praha 1
www.jewishmuseum.cz

bis 10. April 2016

wien

AUSSTELLUNG

■ Die Universität. Eine Kampfzone

Die Universität als jüdisches Hoffnungsgebiet und Ort blutiger Pogrome. Eine Erzählung über Inklusion und Exklusion aus jüdischer Perspektive. Eine Ausstellung über 650 Jahre jüdisch-universitärer Beziehungsgeschichte in Wien.

Museum Dorotheergasse

Dorotheergasse 11
1010 Wien
www.jmw.at

bis 28. März 2016

IMPRESSUM aufbau

HERAUSGEBER

JM Jüdische Medien AG
Postfach 1852, CH-8027 Zürich
www.aufbau.eu

REDAKTION

JM Jüdische Medien AG
Yves Kugelmann, Andreas Mink
Telefon +41 44 206 42 00
Fax +41 44 206 42 10
E-Mail redaktion@aufbau.eu

VERLAG

ANZEIGEN

Telefon +41 44 206 42 11
Fax +41 44 206 42 10
E-Mail verlag@aufbau.eu

ABONNEMENTS

Inland 0800 849 100 (Gratisnummer)
Ausland +41 41 349 17 64
Fax +41 41 349 17 18
E-Mail abo@aufbau.eu

Preise Jahresabonnement:

Europa: € 36.–
USA + Israel: \$ 48.–

Schweiz: CHF 36.–

Der *aufbau* ist auch als E-Paper erhältlich auf www.aufbau.eu zum Preis von € 36.–, \$ 48.–, CHF 36.–

Redaktions- und Inserateschluss für die Februar/März 2016-Ausgabe
aufbau Nr. 1/2016 zum Schwerpunktthema
«Die Geburt des Nahen Ostens»:
22. Januar 2016

Für unverlangte Einsendungen wird vom Verlag keine Haftung übernommen. Jeglicher Nachdruck oder digitale Nutzung von Texten, Fotos oder Inseraten ist nicht erlaubt.

Our World

Our present edition is an unusual one. In recent years, we found a number of younger writers who have covered a wide range of topics for Aufbau. We would decide on the focus of an issue and then ask them for contributions, in the regular way magazines handle these things. But now we are taking a different tack and make some of these younger journalists the topic themselves. With the exception of the Viennese Anna Goldberg all hail from the U.S. or Canada. All of them are Jewish or have Jewish ancestry. Some even share the German-Jewish roots of Aufbau. We have asked them for suggestions for essays or stories. Our only condition: the topic should be important to them personally.

The results are surprising in several respects. First, the range of topics is impressive not only in a geographical sense. As the line "From Cairo to Alaska" announces on the front page, these writers are extraordinarily mobile and enterprising. In addition, while their essays start from personal experiences, they reach far beyond and carry a wider relevance and meaning, thereby contradicting the belief held by many of their elders that younger generations are merely obsessed with themselves and their digital gadgets.

So here we have Peter Schwartzstein reporting from Cairo about his dangerous life as a foreign correspondent in a country under a renewed military dictatorship. Schwartzstein often has to answer questions that sound ridiculous, such as whether he is an agent with CIA or the Mossad. But this reflects the popularity of conspiracy theories in Egypt and the danger they pose for journalists there. Ilan Ben-Zion reports from neighboring Israel, where he lives after moving from New England. As a denizen of Jerusalem's Old City, he describes the impact of the new wave of Palestinian knife attacks on his neighborhood. Hatred of Jews is an issue that also haunts Johnna Kaplan in Connecticut. She describes her attempts to fight anti-Semitism and draws rather gloomy conclusions. On the other hand, Christine Estima tells us how women organized themselves to deal with hostility and sexual harassment in Toronto after local authorities had let them down. Her experiences in London, though, make for a positive contrast.

Quality of life also makes New York City a topic of three essays here. Anna Goldenberg writes about the spell the city cast on her and the gradual disenchantment she experienced driven by unsustainable costs and the relentless pressures of life. Facing the same rising costs for rent or subway fare, Susannah Edelbaum and many of her friends left New York and found new homes, in Edelbaum's case in Berlin. But gentrification might be close on their heels even in the "Plattenbau" tenement blocks on the Spree. Meanwhile, Amelia Bienstock explores New York as a Jewish metropolis where her generation can choose not only from an infinite number of offers, but does blaze their own trails.

Trails are something Sarah Gilman knows about. Having grown up in Colorado, she worked on blazing actual trails in the Rocky Mountains. As an editor of High Country News, the eminent publication for culture, politics and nature in the American West, she also explored trackless regions. Here Gilman takes us along to the Harding Icefield on the Kenai Peninsula of Alaska, where she ventured into new, physical and spiritual experiences (that's her on the front page). ●

contents

NEW BLOOD

BERLIN	
Susannah Edelbaum	
Giving Up on New York	27
ALASKA	
Sarah Gilman	
The Blue Window	30
IDENTITY	
Johnna Kaplan	
Should We Stop Fighting Anti-Semitism?	32
ISRAEL	
Ilan Ben-Zion	
Fear in the Shuk	34
NEW YORK	
Amelia Bienstock	
Jokes and Shabbos	36
WOMEN	
Christine Estima	
Blaming the Victim in Toronto	38

BERLIN Expats

Giving Up on New York

They are young, ambitious and well educated. But they just can't make ends meet in expensive cities such as New York. Does Berlin still offer opportunities to survive and get ahead?

BY SUSANNAH EDELBAUM

In the late fall of 2009, with the Great Recession doing its worst in the form of layoffs, hiring freezes, and ruined retirement portfolios, I quit an underpaid editorial assistant job at a loathsome women's fashion web site. In order to both pay rent and not give my mother an aneurism, I'd lined up what I thought would be a fairly standard seasonal coat check position, at a restaurant where an old co-worker was a manager, before I quit the inane fashion job. In trading in clothing online for piles of it in real life, I figured the position would be easy if boring, while finding something that my grandma could approve of would be hard. As these things always seem to turn out, the difficult thing proved fairly easy (for which I am grateful, of course), while coat checking proved to be tricky and illegal. Also: lucrative beyond all expectation and more fascinating than I ever could have anticipated.

Leaning over the half-door of the tiny, dark wood paneled coat room, looking into the candlelit, carpeted, brass-trimmed dining room, with its massive mural of famous revelers matched by the live ones sitting on every banquette, one would never have known the global economy had just recently crashed right through its own subprime mortgage-supported floor. You'd also never know this scene-y spot, owned by a famous magazine editor-socialite was making money hand over fist (it took some gall to charge \$20 for a martini six years ago even if that is the ludicrous norm in plenty of Manhattan spots today) based on what they paid the coat checks, which was technically negative. In order to hang the furs and great coats of the .0001% and the artists, writers, musicians, and actors who so love them, we earned nothing, tipping 10% of our

take in tips to the house at the end of each shift.

I wouldn't act like a victim — I was the one who agreed to this in, counter to expectation, one of the most "right place, right time" moments of my adult life. Before I showed up to meet the old co-worker and ask for this job, it had apparently been done nightly by the whiny, chaotic host staff, from whom management seemed only too eager to take away the task — although not so glad that they would pay the replacements (my friends and I) the New York State tipped minimum wage. On my first day of work I expected to fill out hiring paperwork; instead the general manager just asked if I had ever done "this" before and sent me off to the coat closet. I assumed "this" meant hanging a coat on a coat hanger and said yes. He came by later to let me know I should put together, as soon as possible, a full staff who looked good in all black and would willingly hand over to the evening manager 10% of their night's tips. He didn't want to know their last names or their contact information or whether they were United States citizens.

Shoving J. Mendels

I was considering that this would be my first and only night at the restaurant, when I got palmed the initial of several \$20 bills and starting texting every close, underpaid friend in New York who I knew could and would put up with 6 hours jammed in a tiny closet, shoving J. Mendels into improbably small gaps, in exchange for some temporary financial security. Turns out it was a lot of people; I was staffed up in two days.

Six years later, friends and I are still talking about that winter's illegal-

ly-begotten means of financial security. That surly British thug sulking outside the closet for four hours, eating nothing? Oh, he was just Mick Jagger's bodyguard. And why did Sigourney Weaver leave a doggie bag of Thai food at the closet, during New Year's Eve dinner, imploring that it not get lost? (As if it would have been remotely possible to misplace that smelly package.) And to this day some friends

"And why did Sigourney Weaver leave a doggie bag of Thai food at the closet, during New Year's Eve dinner?"

still can't see a woman in a wool cape without uttering "DON'T bother looking for sleeves," the helpful advice offered up by some mogul's wife type, as she handed over her outerwear. In fact, it was the anonymous wealthy, not celebrities, who were the most interesting customers and usually the most generous. This total lack of face recognition, coupled with their truly extreme ability to throw around money, was so curious. I'll never know who that Texas blond was (oil money? It was anyone's guess), who wore a long white fur on a warm October evening, desperately demanded to see the manager on arrival, and handed me a \$100 bill along with her coat, and another when she picked it up. I wondered if she saw the "1" on each bill and thought she was handing me singles. Or maybe she didn't even know bills came in denominations other than three digits. At any rate, that winter we learned that the truly spectacularly wealthy elite are not the people we think they are — because when ☹



PHOTO SUSANNAH EDELBAUM

BERLIN The author's friend found a home in the harsh concrete of a "Plattenbau"

they were standing there in front of us, donning winter jackets, we had no idea who they were at all.

What seemed most important at the time was that we were both entertained and making rent. We talked non-stop about which fur-clad designer had stumbled out of the restaurant wildly drunk, which blue chip artists ate with what musicians, and so on. As long as they tipped, and they almost always did, it was all in good, profitable fun. In retrospect, however, I realized I missed the bigger point back then — that this weird and unlikely work was completely necessary for us, a group of friends with ambitions and degrees and full-time jobs or a steady string of relevant freelance work. What seemed then like some lucrative but temporary stroke of luck in the form of a mere winter-long second or third job actually marked the start of a flow of gigs for almost all of us, usually in addition to daily work, that became from that year forward an absolutely necessary part of life in New York. Thanks to the restaurant's august and generous clientele, at least we had the good fortune to kick things off with a soft landing.

Six years later we are all either approaching or are in our thirties, and

almost no one from the group is more financially secure than they were during the coat check winter. Some of us are even in financially worse spots, despite much effort to the contrary. Those who've opted to stay in New York are gigging away to meet the demands of landlords, health insurance, subway fare, and whatever else is necessary and seems to get more expensive every year. Even as the friends who remain in that city all moved onward and upward in their careers, it hasn't precluded the need to take on extra work like the coat checking. Hand-wringing Baby Boomers and people without these problems seem to utter a lot of dinner party-ready grievances, such as: no one is accumulating wealth. Twenty-somethings take all the wealth they should be accumulating and waste it on iPhones in lieu of retirement accounts. It's not the economy's fault Millennials have no money, it's their materialism and poor priorities.

No Future in New York

Newsflash. When you get a phone contract, they give you the iPhone for free. The expense is the phone contract itself, which in the US tends to fall around \$80 per month at minimum. It

doesn't have to cost that much, but it does. And you need that phone (for instance, so those hand-wringing Boomer parents can call you to complain about how you don't have any savings). And now, let's say your terrible landlord has raised the rent again. He doesn't have to raise it — you already pay enough to cover taxes and a handsome profit for him — but he does. Whether one if for or against Obamacare, being able to go to the doctor without having to file bankruptcy is never going to be a bad thing, but that doesn't mean the available health care plans are reasonably priced, either. Maybe the costs of American health care could

be reigned in, but at this point, they aren't. And the MTA seems to be perpetually considering a fare hike, whether or not subway service is deplorable, and it often is. The ongoing expense of maintaining the trappings of a very normal life means most of these friends will never own homes in New York, much less be able to stop taking side jobs. As long as everyone with any scrap of authority keeps raising prices, this will not stop, and there aren't enough coat check closets in all the world to make up for it.

There are, of course, examples from the same friend group, who never coat checked or did any other gigs to meet expenses. They likely make their grandparents worry less than the others, and they even manage to do it without jobs in finance and corporate law. But the long arm of inflated expenses still has them in its grasp. One example, a married couple, earn as much as anyone can in their respective fields of copywriting and teaching. They own a small two-bedroom apartment in Brooklyn, on which they were able to put a down payment after some kind of miracle (miracles of time and place are a common thread in my friend group's success stories, it seems) after a string of other people's all-cash offers on prior prospective apartments always trumped their pre-approved mortgage. They're happy to

own a place, but their catch-up emails still express a fair amount of exhaustion, hinting at nagging money worries that haven't and likely won't spill over into any kind of disaster, but hang over daily life and what should be contented homeownership. Or at least, what could be contented homeownership, if every expense in their lives wasn't ballooning every year. And now they're talking about a baby. It will certainly grow up to be wellversed in the new value of a dollar.

Some of us gave up New York. I did. So did a good friend after doing the math on his future and not being able to see more than work and more work at an advertising job he only half-cared about, making enough money to live well in other places, but only enough in this city to pay ever-rising Brooklyn rent, forever. Furthermore, at 30, he wanted to be done with gigs like our coat check scheme. He moved to Berlin because his partner was already here, and together, they started a small specialty food business. It was supposed to be an ad hoc way to make a living until they figured out how to proceed with their lives, with the main goal of getting back to New York. Instead, it became the way they took control of their present and are giving a far more positive shape to their future, with thoughts of New York receding into the past. As they grow their business and work out its kinks they can afford to live, because Berlin, despite fears of rising costs, is at present by no means the financially difficult equivalent of New York, Paris, or London.

But of course, there's a catch. And these friends might be the living example of it. While still on a limited budget, they're keeping the books balanced by living on the cheap, thankfully a beautiful possibility in this city. One cost-saving measure was to eschew hunting for a lovely if pricy altbau apartment, and instead move into a 1970s Brutalist structure in the central neighborhood of Kreuzberg. This building is in no way specifically reserved for Turkish immigrants, but that's pretty much the only demographic representation there. I say pretty much for a reason — after a month in the building, my friends encountered a single German neighbor. Riding the elevator together, she was

remarkably friendly to them. It was nice, but seemed a little unusual for Germans in elevators (and people in elevators in general). Was this mere neighborliness? We all want to think so, but can't help wondering if she was so nice because she was glad to see white thirty-somethings in this building which, despite the great location, seems to be eschewed by everyone else of their ethnic and educational backgrounds. Put aside the happiness over a nice new neighbor. Should we

“In Berlin, we like to joke that capitalism is “tacky.” But it's not tacky — unfettered, it is unlivable.”

be thinking more critically about this neighbor's enthusiasm and openness? Or does my friends' presence in the building — and a fellow white person's seeming pleasure in reaction to it — herald looming gentrification? And following on its heels, all the problems we already tried to confront and then ran from, in New York.

A pessimistic viewpoint is that these friends are paving the way for others like them, a mainly white creative class with temporary shoestring budgets and no aversion to diverse neighbors, who will in turn open the floodgates to bankers and mean tech bros, foreign secondhome owners, dull girls who work in marketing and wear UGGs and buy purebred dogs instead of adopting mutts from shelters. Insert here your personal most feared character portrait of someone with wealth and without a sense of community or preservation, who contributes little to the local culture and perhaps even actively helps to dismantle it.

The Gig Was Worth It

Of course, this is reductive and ineffective. But discussing with specificity and fighting the people operating on the other side of things, the ones who raise the rent, over and over, or make de facto telecommunications monopo-

lies, who open bars in working class neighborhoods and charge twice as much for a beer as any other nearby place, without blinking an eye. In short, the people who create conditions under which it is impossible for for an ever-growing group of people to secure any kind of future.

For my friends and I in the coat check closet it was easy to hate people who picked up their coats and left without leaving a tip. Of course, we would forget about it quickly. A more correct target for those feelings would be the restaurant management, the socialite magazine editor owner, and his team of cheap or clueless partners, all of whom banked, successfully, on our needing those tips in order to avoid staff the closet themselves, paying workers. We enabled them to

steal from us because we never complained. They bet correctly — the gig was worth it to us such that we were actively scared to risk losing it by asking for legal entitlements, like the tipped wage of less than 5 bucks an hour.

In all likelihood neither I nor any of my nearest and dearest will ever enter the ranks of \$200 coat check tippers who wear fur on 18 degree fall evenings. That cohort was, and remains, a mystery to us. But we also never want to pay for the privilege of hanging their coats, ever again. For the home-owning New York friends to try fighting the system there, the point might already be moot, and they're too tired, anyway. But as friends and I make homes in Berlin and therefore benefit from this city's potentially disappearing financial advantages, it's our responsibility to find and question those who make a certain standard of living harder and harder for many to maintain or obtain, while actively supporting and demanding regulation. In Berlin, we like to joke that capitalism is “tacky.” But it's not tacky — unfettered, it is unlivable. And we can't let its ill effects solidify, two cities in a row. ●

Susannah Edelbaum lives in Berlin and writes for European and American-based publications including Exberliner, Fast Company, SELF online and the Credits.

ALASKA Exploration

The Blue Window

An expedition to Alaska's Harding Icefield in Alaska tracks the migrations of ancient hunters and gatherers. On the massive glaciers, our author also finds new, physical and spiritual horizons.

BY SARAH GILMAN

Buy this book and read it on the plane (!)". This was David's advice to me for our upcoming expedition to Alaska's Harding Icefield, emailed along with a link to Glacier Mountaineering: An Illustrated Guide to Glacier Travel and Crevasse Rescue.

I'm no stranger to mountains; I grew up in Colorado and made the state's stretch of the Rockies my home as soon as I could. My idea of paradise is lugging a heavy pack through the hills with several days of hiking before me, or basking on a tundra-furred slope while gazing at the headwalls and tarns that Ice-Age glaciers left behind. But glaciers themselves were a mystery to me – and the Harding is the largest icefield in the United States. Together with the more than 30 glaciers that flow from it in all directions, it covers 700 square miles of the Kenai Peninsula and may be a mile thick in places. A Google search yielded photographs that were both alluring and terrifying, but no travel accounts. What, I wondered, had I gotten myself into when I agreed to accompany author Craig Childs, David Stevenson, John McInerney and photographer James Q Martin on a research trip for Craig's book exploring ancient human migration?

I wrote back to David, an experienced mountaineer: Should I do anything else special to prepare? Prob-

bly not, he replied. Then, «Full disclosure: McInerney says that my default answer is, «It will be fine.» When he hears me say that, he interprets it as, «Stevenson is a lunatic, who has a death wish.»»

Great, I thought, and bought the book.

So it is that in the last days of May, after frenzied shopping in Anchorage, a winding drive south to Seward, and an encounter with a woman who gives us a ukulele like a blessing at the Kenai Fjords National Park visitor's center, I find myself post-holing 3,500 vertical feet up a snow-covered ridge to our first camp. The weight of my pack feels good – a confirmation of my strength on a journey that is otherwise so unfamiliar and new to me that I can't help feeling uneasy. When I finally release the load from my shoulders, the icefield sprawls before me. Its vast whiteness gathers and scatters light, compresses and stretches distance, pillowing around the lonely peaks of submerged mountains called nunataks and pouring in a blue-and-black-streaked cascade to the Resurrection River Valley as the Exit Glacier. My breath stops, then stutters back.

Into a New World

The book informs me that this sort of whiteness can literally devour you. You may have to negotiate crevasses, which can form anywhere ice passes over an obstacle or changes elevation, and are sometimes disguised by snow. You may have to cross cracks called bergschrunds where ice pulls away from mountainsides, which tend to be hundreds of feet deeper than crevasses.

But the Harding will swallow us in a different way. The snow ramping onto it appears smooth and consolidated, so Da-

vid and Q decide we don't need ropes. As we kick steps, passing an unearthly blue lake and eerie melt holes left by rocks shed from the ridgeline above, I pester David about cracks and depressions in the snow, trying to learn to read it the way he has. After an uneventful hour, I realize that I have been running over the names of people and places I love in my head in a prayerful sort of mantra, whispering *thankyou* and *thankyou* and *thankyou*. I laugh at myself, wondering how long it's been since my mind was clear of all save the things I'm grateful for.

By the time we set our second camp, clouds and flurries have merged sky and snow into a horizonless world – a blank sheet of paper marked only by the dark lines and dots of our bodies and tents. We hunker down and wake to the same the next morning and the next, joke about the absurd brightness of our gear: «Have you seen Craig? He was here a minute ago. But then he put on that orange jacket and poof!» Q and Craig grow restless, and ski in circles around camp to test our sleds and investigate what it's like to navigate through the blinding white by GPS alone. I watch them blur to smudges within a hundred feet, then blink out. When they return, we mug for each other's cameras in the tent, scribble in journals, grow sick of each others' ripe stench, eat too much sausage and cheese.

Who crossed places like this thousands of years ago, when the Ice Age opened the Bering land bridge onto North America from Asia? I ask Craig late one afternoon. He says the people who came may not have even known they were migrating, may have simply been exploring or following animals to hunt. How different, how much more dangerous their experience must have been without the tools we enjoy – Gore-Tex, nylon, precise maps, white gas, ice axes. And yet Craig suspects they

“As we set our second camp, clouds and flurries have merged sky and snow into a horizonless world.”



PHOTO SARAH GILMAN

A WHITE WORLD Glaciers merging onto the Harding Icefield on Alaska's Kenai Peninsula

were far better prepared than we could ever be. I laugh that our mantra should be WWABD: What Would the Ancient Beringians Do? Would they have waited out the storm? I wonder. He's not sure.

The "Blue Window" opens

To us, he says, this world is alien and inscrutable. But their survival would have depended on knowing its scents and signs, its weather and wind, living it and learning its ways and shape as they moved. Maybe they could smell the direction of the sea licking into Resurrection Bay, of green things growing, would have known they were closer to food and shelter by animal tracks in snow, a blown leaf melted into the crust.

Then, just like that, the weather breaks, the clouds spreading and dispersing into a string of clear days that John dubs «the blue window.» We finally make headway a few miles onto the ice, ski pack-free to the nunataks, whooping from the top of a small one where we sit on bare earth for the first time in a week. While Craig, Q and David climb a larger peak, I hunker with

John in the lee of the first to draw—traveling with my pencil those mountains and glaciers too far to reach in our brief visit, trying to remember them as if I had leaned against their sun-warmed rock, as if I had sunk hip-deep in their snow.

Late that night, as the sun circles low over the horizon and we pass around a Nalgene of tequila, Craig hands me a baggie of coppery brown dust from Arizona's Bright Angel shale. He loves the desert so much that he has brought it with him, has flung a handful from the top of the second nunatak. As he tells me this, I mix some of the dust with melted snow in my palm and paint it across my sun-burned cheeks, then his, then Q's—the distance of our passage, from the red-rock Southwest near where we live, to this icy, beautiful wasteland, closed to nothing in a few lines of mud, a red handprint where I wipe my fingers in the snow.

A couple days later, as we labor back down the trail towards our mini-van and, eventually, the bars of Seward, I remember something I wrote during a season of trail crew in

Colorado about fetching tools from a worksite at 13,000 feet in the wake of a heavy winter storm. «After us: silence. Wind-sifted snow filled our tracks. When I glanced back at the mountain, my cold hands seemed suddenly small. And beneath my skin, the bones—nothing but pebbles in this place of vast time, grinding down to wind and dust.»

But now I feel more elated than fearful. How strange and wonderful the tiny, brief enterprise of each our lives, the way everyday moments add up across weeks, years, generations, eons, to movement across mountain ranges, icefields, continents. How strange and wonderful that journeys that once took so long now happen in a matter of hours. That you can drift to sleep on a frozen sea with the desert still smeared on your cheeks. ●

Sarah Gilman is a contributing editor at «High Country News». She grew up in Boulder, Colorado and has covered the West's natural resources, politics and people since 2006. Gilman is now based in Portland, Oregon. This essay originally appeared in High Country News.

IDENTITY Social Engagement

Should We Stop Fighting Anti-Semitism?

Worldwide, Jews are attacked not just verbally but with guns and bombs and knives. Yet efforts to argue against this hatred feel futile.

BY JOHNNA KAPLAN

When I was younger, I attempted to get a job doing hasbara (literally, explaining; in effect, PR for Israel) or generally combating anti-Semitism with words. When the organizations I interviewed with failed to hire me, I decided to go it alone, arguing with anti-Semites and attempting to educate ignorant people wherever I found them.

But the more I tried, the more useless my efforts began to seem. The Irish Israel-basher on an internet forum, who had absorbed his bigoted views from his country's newspapers, did not listen when I flung facts about the Peel Commission or UN Resolution 242 at him. The otherwise intelligent American, who somehow still believed that Jews have sex through a hole in a sheet, was not entirely convinced when I told her that was a lie. And so on. Eventually, I gave up. Instead of looking outward, I resolved, I would focus on being informed, strong, and confident in myself and my convictions. I would waste less time and perhaps as a bonus, some anti-Semite might get to know me and decide that the Jews weren't evil after all.

In retrospect it's ironic that my vocally anti-anti-Semitic phase took place before the rise of social media and that today, with Facebook and Twitter and Instagram always at my fingertips, I say almost nothing about what remains, to me, one of the most important topics in the world. I may vent to a friend when someone publicly demonizes or misunderstands Israel or Jews, but I rarely tweet about it. That's not because I am not frightened and outraged. It's partly because as a writer, I use social media to promote

my work—my “brand,” if you will—and I'm afraid of the consequences if that brand becomes “Angry Jew.”

It's also because I watch other Jews fight prejudice and misinformation with tolerance and truth, and it seems the more time and energy they devote to it, the worse conditions become. I read and listen as individuals like me and organizations like those I once wanted to work for try to convince the world that it's serious, and wrong, when Jews worldwide are attacked not just verbally but with guns and bombs and knives. Yet their efforts feel futile, and I can't help but wonder: is there a point to this?

Don't Dislike Dan!

In 1990, a grad student at Columbia University named Ze'ev Maghen wrote an impassioned plea to that

“You want people to like you, right? Well, and how do you go about achieving this?”

school's Jewish students to stop groveling in the face of anti-Jewish bigotry. It is so timely, still, that I could abandon this essay and simply quote almost all of it here. “You want people to like you, right? Well, and how do you go about achieving this? Do you launch a campus-wide ‘Don't Dislike Dan!’ campaign, replete with billboard, petition, full-page ads, a couple of lobbying organizations and occasional sky-writing? If some miscreant simply won't be your pal...would you...picket

in front of his dorm?” Maghen wrote. “Or do you run your life a bit differently, concentrating your time and effort on being the best «yourself» that you can, growing and learning and living and enjoying, treating others fairly and kindly...if despite all this a few folks nevertheless persist in being incurable slimeballs and absolutely refuse to interact genially and courteously...@!%#?& them, as my grandmother says—you move on.” As a quick, depressing glance at Twitter or Facebook will show you, few people listened.

Maghen, now a professor in Israel, is not the only one to have pointed out that begging people to like you is both fruitless and embarrassing. Earlier this year, Bari Weiss wrote an article in Mosaic Magazine in which she admitted, “I spent much of my own college career trying to convince my fellow students...that Zionists like me weren't colonialists, weren't oppressors, weren't war-mongers, and didn't control American foreign policy. Honest! I promise! How I wish I could get back some of the hours I spent in this defensive crouch, diplomatically cajoling people to like me and my political position. If I had to do it over, I'd spend 90 percent of those hours doing something else entirely.” And just the other day, I came across a blog post on the Times of Israel website, by a 23-year-old named Gideon Drucker, who argued that “Zionism doesn't need to be defended. It needs to be proclaimed.” As another quick, depressing glance at Twitter or Facebook will reveal, this view is still a marginal one.

how our success, somehow our ability to make ourselves more respectable... that somehow this will be an effective force, that we can get folks to respect us, that that will make it go away..." That was pointless, he said. "The very essence of the history of how Black people have been treated in this country is disrespect."

The very essence of the history of the Jews, one might say, is that people will always hate Jews. Sometimes, when I'm pondering whether or not I should speak out about the latest attack on a Jewish person in Israel, France, or Brooklyn, I think about what Jews who lived through that history might say. Would they see any logic in protesting politely that the accusations made against us by the Nazi regime were false? Appealing kindly to the Russians to call off the pogroms, or the Spanish to halt the Inquisition? I think they would regard me as dangerously insane for suggesting it. Hasbara, Twitter—or, for that matter, blocking the road and getting thrown in jail to fight prejudice - would have seemed ludicrous to them.

While working on this piece, I read that Black Lives Matter is already being co-opted by people who would twist the movement's original intent to make it all about the perfidy of the Jews. Reverend Jeremiah Wright, who became a controversial household name in America due to his connections to President Obama and his anti-Semitic sermons, recently spoke to attendees at a commemoration of the 20th anniversary of the Million Man March. "Jesus was a Palestinian," Wright claimed, and said, "the youth in Ferguson and the youth in Palestine have united together to remind us that the dots need to be connected." He concluded, "Palestinians are saying 'Palestinian lives matter.' We stand with you, we support you, we say God bless you."

I contemplated tweeting about this, saying something about the way the words change but the ancient hate always lives on. In the end, I didn't. There would be no point. ●

Johnna Kaplan writes on travel, history, Jewish and other topics. She blogs at www.thesizeofconnecticut.com and tweets under @johnnamaurie.



PHOTO: KEYSTONE

PAKISTAN Anti-Semitism is endemic in many societies

Despite my resolution, the question of whether or not to speak out lurks at the back of my mind constantly. It came to the fore last summer when seventeen people were arrested in Hartford, Connecticut, where I live, for blocking streets near the highway during evening rush hour. The protest was one of many rallies held nationwide by Black Lives Matter and affiliated groups, formed in response to police killings of Black men and boys in Ferguson, Missouri, and around the country, and expanded to combat anti-Black racism in other areas of American life.

Will People always Hate Jews?

What was the point, I wondered. If those commuters did not already agree that Black lives mattered, would they be swayed because their drive from the

city to their richer, whiter suburbs had been delayed? That was, I reasoned, probably not the goal of the protest; more likely it was meant to force a conversation. Or maybe the protest was for the benefit of the protesters themselves; maybe they were like I was when I applied for those jobs with Jewish organizations years ago, because when a cause is so just, how can you not even try?

Just a few days earlier, acclaimed African American writer Ta-Nehisi Coates had spoken in Hartford. Coates, known for his memoirs and reporting on how the legacies of historic racist policies persist in various guises to this day, was asked if he thought the situation of Black Americans would improve. His answer sounded like something Ze'ev Maghen might say. He dismissed "this notion that some-

ISRAEL Terror

Fear in the Shuk

Palestinian knife attacks and Israeli security measures bring life to a stand still in Jerusalem's Old City, the home of our author.

BY ILAN BEN-ZION

Itzik Agai and Ghalib Zahadi live and work on different sides of an increasingly divided Jerusalem, but the two restaurateurs have more in common than they'd believe. Zahadi, a Palestinian man in his 50s, runs Lina, an Old City hummus joint his father opened 50 years ago. Agai, with a black felt kippah, could be his Jewish dopelganger. He manages Mordoch, the buckle of the Kurdish kubbeh belt encircling the Mahane Yehuda market—known to locals as just The Shuk. Both are middle-aged Jerusalemites who sport greying stubble as they toil preparing traditional local foods. Both said the past month has been the worst for business in three decades they've been running their businesses.

Jerusalem businesses—Jews and Arabs alike—have suffered greatly this October as unrelenting Palestinian terror attacks and a subsequent Israeli crackdown have instilled fear and panic on both sides of the city. Public transportation ridership dropped drastically after an attack on a city bus. Israeli tourism to the capital dried up. A municipal Tourism Forum complained in a letter to Mayor Nir Barkat that tourist traffic has dropped 50 percent since the Jewish High Holidays.

The alleys and avenues of the Mahane Yehuda market, where I shop daily, have been markedly emptier since sporadic stabbings began at the beginning of the month. Streets and stalls ordinarily packed so tight that shopping becomes a contact sport have been sparse enough to walk through comfortably, without being jostled by innumerable strangers with each step. At night, when its hole-in-the-wall pubs are usually brimming with bubbly, intoxicated young Israelis, the bass from bars' speakers echo through the cavernous covered corri-

dor. In the decade of Jerusalem's recovery from the Second Intifada, Mahane Yehuda—target of multiple deadly suicide bombings in the early 2000s—has transformed into a new epicenter for nightlife and recreation. Cafelix Coffee Roasters is one of a growing cohort of restaurants, bars and coffee houses that have proliferated in Jerusalem's open market in the past several years.

Internal Tourism? Nada

Since opening last April, it's become the go-to spot for locals to drink quality espresso. Several times weekly I'll sit at their bar and watch shoppers mill about the marketplace while sipping a cappuccino. People-watching in recent weeks, however, has proven a less fruitful pastime as shoppers have evaporated.

Yaki Eichler, proprietor of Cafelix, was rolling a cigarette when we sat down for a chat in the closing days of October. The coffee shop suffered during last year's war in the Gaza Strip, as did businesses across the country, but this time is different, he said.

"I can tell you that in the past month there are a lot fewer people in the shuk than there were during [last summer's] war," he said. "It's harmed Israelis' sense of personal security. People are afraid to walk in the street." Even though Arab and Jewish merchants share the market's stalls and work amicably alongside one another, and despite the fact there've been no terror attacks near the market in recent years, the Jerusalem's collective memory retains scars from bygone days. Twin suicide bombings killed 16 people there in 1997, and another suicide bombing in 2002 killed six and injured over 100. Almost as a reflex, some locals are steering clear. "A lot of the regulars are still coming," he said. "There are a lot of tourists from abroad. But internal tourism? Nada. You won't see a single Tel Avivi. It really bothers me: why can a German come walk around here and feel safe but a Tel Avivi thinks it's northern Syria."

Eichler estimated that daytime business had dropped about 20 or 30 percent in the past month. Stores like Cafelix rely mostly on their regular



PHOTO ILAN BEN-ZION

THE CAFÉLIX Daytime business had dropped about 20 or 30 percent at the coffee shop

customers – “the Jerusalemites who are used to waking up in the morning, taking a stroll through the market and grabbing a cup of coffee,” as Eichler put it. But the grill and kubbeh restaurants along Agrippas Street thrive on Israeli tourists – visitors from Tel Aviv and the country’s center who visit the Old City and Mahane Yehuda by the hundreds of thousands each year.

Mordoch is a Jerusalem institution, nearly as much as the Knesset or the Wailing Wall. After a lip-smacking bowl of hamousteh soup—a sour and savory broth with zucchinis, celery and giant semolina dumplings stuffed with ground beef—Itzik Agai sat down to chat. Since opening its doors in 1982, just after the First Lebanon War, the family-run restaurant has survived two intifadas, the First Gulf War, the Second Lebanon War, and three major Israeli operations in the Gaza Strip. “It’s the worst month I can recall in 30 years,” Agai said ominously. Getting a table at Mordoch on a weekday, let alone during the frenetic Friday rush, involves a tortuous wait while the kitchen’s aromas waft onto the sidewalk. “It’s starting to recover,” he said, but “recent weeks were horrible and last Friday was a catastrophe.”

Thankfully, however, there haven’t been any attacks near the market, in part, he said, because of the level of “harmony and understanding” between Arab and Jewish merchants working side by side. “How did 20 kids manage to take control of a whole country?” he said, referring to the predominantly teenage Palestinian attackers in recent weeks. “We’re praying for things to get better.”

Across town prospects and outlooks are equally grim. Mazen Mahmoud Izhiman is scion of an Old City coffee roaster that’ll be celebrating its centennial in a few years. The shop is just footsteps from where a Palestinian murdered two Israeli men and injured a woman and child at the beginning of October. After a string of stabbings in the vicinity of the Damascus Gate, Israeli authorities deployed hundreds of police, gendarmes and soldiers across the city to increase security. Now four or five armed Israeli police officers stand feet from Izhiman’s door. October was tougher than usual and business has suffered, he said, because people fear

“You might be walking down the street, make a wrong move and get blown away,” he said. “It’s a lot worse than any hard time before.”

for their safety and security. He serves mostly Palestinian clientele, but even so residents of East Jerusalem’s more distant neighborhoods, such as Shuafat and Beit Hanina, are avoiding the light rail trip to the Old City.

Aid for Flagging Businesses

The fear, he said, was palpable. “You might be walking down the street, make a wrong move and get blown away,” he said. “It’s a lot worse than any hard time before.” Ultimately, though, he is less worried about getting by than about the lack of dignity and security. “If I get hit ten percent, the others will be 50%,” he said of his fellow Old City merchants.

Ghalib Zahadi says he’s one of those hard-hit shopkeepers. Hummus Lina is an Old City mainstay. Zahadi’s father was apprentice to the founder of the rival Abu Shukri hummus joint at the other end of the Via Dolorosa. Which has better chickpeas? It’s hard to say, but both shops draw droves of Israeli tourists who visit the narrow cobbled streets of Jerusalem. Since violence broke out, that’s stopped. “I don’t know why they’re not coming, but they’re not,” he said, sitting down at my table after I’d finished mopping up a bowl of creamy hummus with toasted pine nuts. Not even local Jerusalem Arabs are stopping in, he said, and he’s taken a more than 70% hit in the past month. It was a Friday morning, primetime for breakfast for Muslims visiting the Al-Aqsa Mosque, but the streets of the Old City were even emptier than the tables at Lina. “Last week it was dead,” he said of the same Friday Mordoch’s tables were empty.

“People are afraid of a mirage,” he said, the level of panic was “unfathomable.” The paradoxical thing, Zahadi pointed out, was that before Israel beefed up security in the Old City, Israeli tourists came, but now that police

stood guard on most corners, tourists stay away. The added presence of police and soldiers was only adding fuel to the fire of Palestinian frustration. “We’re trying to live normally,” Zahadi said, downcast. He understood why Israelis might steer clear

of the Old City after so many terror attacks, but “we’re the ones who should be afraid, we’re the ones who are dying,” he said, alluding to Israeli police shooting suspected Palestinian terrorists on site.

What remains to be seen is how Jerusalem will fare in the coming months, as the days grow longer and wintry weather sets in. November is a notoriously difficult time for Jerusalem merchants: the cold and wet keep locals indoors, neither Israel nor Europe has holidays, and foreign tourism makes its annual nadir. “The real question is what will happen in December-January,” Eichler, my espresso expert, said.

Jerusalem city hall recently announced an aid package for flagging businesses, including a municipally funded marketing platform and low interest loans, and is considering exemptions from certain municipal taxes. It wasn’t clear to what degree these benefits would be extended to East Jerusalem business owners, and the Municipality didn’t respond to this author’s inquiries about the program. That doesn’t appear to be enough, however, and Jerusalem Mayor Nir Barkat penned an angry public letter to Prime Minister Benjamin Netanyahu asking him to put his money where his mouth is and help allocate funds for Jerusalem to cope with the precarious security situation. The principle concern for all Jerusalemites is that this latest cycle of Israeli-Palestinian violence won’t wash away with the coming rains. Should it continue, the coming holiday season—essential for so many Jerusalem businesses—could prove disastrous for people like Zahadi and Agai. ●

Ilan Ben Zion is a news editor at The Times of Israel and a freelance reporter living in Jerusalem. His work has appeared in Vice News, Fox News, Foreign Policy Magazine, and Haaretz.

NEW YORK Identity

Jokes and Shabbos

Growing up Jewish in New York poses unique problems and opportunities. Our author talks to young Jews taking on the challenge.

BY AMELIA BIENSTOCK

I grew up on the Upper East Side of New York City. Although I went to a secular private school, the majority of the students that attended and the people in my neighborhood were Jews. I attended an Orthodox Hebrew School, a Conservative Synagogue on the high holidays, and never mixed meat and dairy but didn't care if the products I purchased were marked with an OU. I kept kosher for passover but never celebrated shabbat. I had a bat mitzvah and could read the Hebrew characters but didn't know what most of them meant. Despite all of this being Jewish never felt like a part of my identity until college when I met people who told me that I was their first Jewish friend or they thought it

“Both of them get asked if it's true that Orthodox Jews have sex through a hole in a sheet.”

was surprising or interesting that I was Jewish. This is similar to how I felt when I left the country and people started noting that I was American.

I wanted to see how my experience compared with other Jews my age living in New York with varying backgrounds.

Eitan Levine (26) and Tovah Silbermann (25) met at Yeshiva University in New York City six years ago. They bonded over their loves of comedy and similar backgrounds. Eitan asked Tovah out, she said, “no,” and they have been best friends ever since.

They both have been working on comedy independently and figured it was finally time to work together. They produce a monthly comedy show called, “Shabbat Dinner.” This is a show that invites other comedians who grew up religious to tell jokes, stories, and share their experiences. “The show was packed for the first month,” Tovah said, “We think it's a topic that fascinates people. What seemed to us to be just our regular childhood is a weird sociological experiment for everyone else.”

Tovah grew up in New Orleans in a small Lubavitch Hassidic community. Although her father grew up reform and her mother converted to Judaism, they decided to raise the family Orthodox. Although her family was not technically Hassidic, every aspect of her life was run by the Hassidic Community; School, Schul, Camp, any extra-curricular activity in which she participated. It wasn't until this past year that Tovah even had any non-Jewish friends. Eitan had a similar upbringing. He grew up in Springfield New Jersey, went to an all-boys schools, and although he was brought up Modern-Orthodox, and

not Hassidic, his family kept strictly kosher and all the other Jewish Laws such as those concerning the shabbat and holidays.

Tovah says that she's been in New York since 2009 and it has had a huge impact on her observance. This was the first time she was exposed to a world outside of her religious community. “My entire life through college and even my first job had been at Orthodox institutions. My internships and clubs and friends were all Jewish and Orthodox,” she says. “But I slowly realized there was this massive world

around me that I could be a part of and I slowly let a lot of the Jewish things slip in favor of new experiences that I've always wanted to try.”

Tovah explains that getting into comedy was a huge reason that she stopped being religious. “Both the Orthodox community and the comedy community by nature demand an IMMENSE amount of your time. If you're not at shul every week or hosting shabbat meals or celebrating the holidays, it's hard to stay present... It asks a lot of you. Comedy is the same way. Everyone I know who is pursuing comedy lives and breathes comedy.” Tovah said that she spent a couple months trying to live a “double life” but found that she wasn't devoting enough time to either world. Ultimately she chose comedy. She says, “I realized I was only clinging to the Orthodoxy because it was all I knew, whereas comedy is where my real passions lied.”

Surprises of the Secular World

I asked Eitan and Tovah what some of the most surprising things were about the secular world. Tovah said, “I'm mostly surprised when people don't know basic (what I thought was basic) things about shabbat and keeping kosher. One guy hadn't heard of the maccabees and I was like really? I mean I guess why would you have but still. I assume New Yorkers at least know a lot more than other people do and I've often been proven wrong.” Eitan was surprised that so many people didn't know about Purim. He thought it was a much bigger deal than it actually is.

Being so immersed in the secular and comedy worlds, Tovah and Eitan get asked many questions. Both of them get asked if it's true that Orthodox Jews have sex through a hole in a sheet. The answer is that this is false. Eitan says in September since there

are so many Jewish holidays he is constantly explaining what Sukkot is. Tovah gets asked if she's a virgin, often, which she, of course, finds extremely rude.

When asked about young Jewish life in New York City, Eitan replied, "There are like 50 Tinder-style Jewish dating apps nowadays, so Jewish hook-up culture is alive and well."

Maya Glasser is 26 years old. She grew up in Westchester (a suburb of New York) but has been living in New York City since 2007, when she moved here to attend New York University. She is currently in her third year of studying to become a rabbi at the New York Campus of Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion (after spending her first year on the Jerusalem Campus.)

Maya considers her family to be "tradition reform." She says, "I really enjoyed living in a Jewish rhythm: attending Hebrew School, celebrating holidays like Passover, Rosh Hashanah and Hanukkah, and having Shabbat dinner each week with my parents and brother. Being Jewish was always a strong part of my identity, and I never questioned it." Maya loved being part of the tradition and connecting to something bigger than herself. She says she grew up surrounded by many other liberal Jews so it felt like the norm.

As soon as Maya became a bat mitzvah she became very involved in her synagogue to the point where she was at temple 4-5 times per week. The synagogue was a place of comfort during some of her more turbulent high school years. She says she could go there and feel like she had a purpose and a community that celebrated her. As a teenager she knew she wanted to become a clergy-person of some kind. "I loved being there," she says, "I thrived when given a chance to participate and take on all of these roles. This helped show me that being a Rabbi is what I am meant to do, both because of how much I enjoyed all of



PHOTO: GIANCARLO SABBEN PHOTOGRAPHY

SHABBAT DINNER Eitan Levine and Tovah Silberman use their upbringing for their act

these experiences, and because I want to create a community that is as nurturing and amazing as the temple in which I grew up."

Scoffing at Religion

Like Tovah, Eitan, and me, Maya is immersed in a secular culture, where most of her friends rarely think about religion. It's almost become trendy to scoff at religion. It often feels irrelevant. Maya, however, believes that religion has the power to be a force of good and comfort in the world. As a rabbi, Maya would like to help people connect with it and the merits it holds. "I really would like to demonstrate to the world that religion isn't rules that we are forced to follow, or words in an old book that we have to believe," she explains, "It is a set of values, stories of imperfect people who we can learn from, good deeds, community, tradition, and so much more."

Maya also spoke to me about all the Jewish opportunities in New York City, though she didn't mention the dating apps. "There is everything from huge, landmark Reform congregations, to small minyan scattered around the

boroughs. There is so much potential to find the kind of community you want because of all of the Jewish institutions and groups that exist." She said that sometimes there are so many it's hard to choose.

For me, I don't necessarily consider myself religious, but being Jewish is part of my culture and my identity. Given my Austrian/German Jewish background, which led to my blonde hair and fair skin, and my less common Jewish last name, many people are surprised to find I am Jewish. Somehow my Judaism always ends up in my comedy sets and often comes up in conversations. What used to be the norm for me and everyone around me, now is a characteristic that makes me unique and interesting to people, and I love that part of me. ●

Amelia Bienstock is a born-and-bred New Yorker who attended the S.I. Newhouse School of Public Communications at Syracuse University and the Columbia University School of Journalism. With a degree in theater studies, Amelia also writes and performs comedy at The Peoples Improv Theater in Manhattan.

WOMEN Safety and Rights

Blaming the Victim in Toronto

Reporting Sexual Harassment in Toronto and London: Compare and Contrast.

BY CHRISTINE ESTIMA

Toronto, Canada and London, UK share a lot of similarities. They both have been voted by the United Nations as two of the most multicultural cities in the world. They both share a Commonwealth history and shared language. They rank high in livability, democracy, quality of life and economic stability. But when it comes to how they treat their women, they could not be more different. I have lived in both Toronto and London, and have had to report sexual harassment to the each respective metropolitan authority. The degrees to which my complaints and cases were handled couldn't vary more. In Toronto, my complaints were dealt with disdain, snark, and disbelief. In London, no questions were asked in regards to my credibility or believability. They listened, they offered a lot of useful and helpful advice, and immediately set out to help make me safer. Why was I brushed off in Toronto? Why was I treated with dignity and respect in London? Was London once as bad but then reformed its ways? Was Toronto once better but lost direction?

The first time I had to report sexual harassment in Toronto was when I was 16 years old. A man had randomly dialed my home phone and would call regularly to ask me sexually explicit questions. When I called the police, they told me that an investigation of this kind would require too much man power and they urged me to drop the case. I told them I didn't want to. But I never heard from them again. The second time this happened in Toronto, I was being sexually harassed in the workplace. When I told the police the kinds of comments that were being

said to me, they laughed. They laughed and laughed at me on the phone. They thought the comments my harasser was making were funny.

Finding Help in London

The third time this happened in Toronto, a friend of mine was being harassed by a mutual acquaintance in an online forum so I came with her to the police station to file a report. The officer took us into a room and proceeded to tell us that he didn't "understand the internet" and therefore didn't understand how what she was experiencing was harassment. He also told us that if she tried to speak out, she would most likely be guilty of libel. He then cauti-

"The police officer cautioned her and told her that no crime had been committed."

oned her and told her no crime had been committed. We walked away from that office bewildered. How was she supposed to express the fear and threat and degradation and violation she felt from the harassment if the police didn't even understand the manner in which she was harassed? Who doesn't "understand the internet?" Why is being accused of libel worse than being a sexual harasser?

In stark contrast, in London, the first time I had to report sexual harassment to the police was in 2007 when a man I had corresponded with on the internet, but had never met in person, was calling and texting me every day with obscene and threatening messages. Every day for two months, I could expect some form of obscenity

from him. I never responded to him because I didn't want to encourage anything. But one day he left me a voicemail message that said, "The more you ignore me, the more I'm going to harass you." So I immediately called the police. They told me that as soon as I told him to stop contacting me, any messages he sent me thereafter would be considered harassment. And so, without fail, when he contacted me the next day, I told him I would be pursuing further action with the police. That luckily made him stop. And when the police followed up with the next week, they gave me helpful hints and advice on how to deal with these types of harassment in the future. Namely, they suggested refraining from handing out my phone number until after I had met someone in real life and felt comfortable to do so. Emails, they said, could easily be ignored and blocked, but not phone calls and text messages. That sound advice has been one of my personal boundaries ever since. Now no one ever gets my phone number until I've met them.

The second time I had to report sexual harassment in London was in 2014 when a delivery boy stole my details from a restaurant and was texting me obscene, disgraceful, inhuman texts. Remembering the advice I received years prior, I told him to stop, but he wouldn't. So I contacted the police. They immediately sent a constable to my house, took my full statement, referred me to the Victim Support Unit, (which provided me with information, advice, counselling, and more 24/7) and contacted my harasser, reminding him that either he stop or face custody. Not once did they tell me this would require "too much man power." Not once did they urge me to just drop it. Not once did they tell me they "didn't understand" how that was harassment. Not once did they laugh at my very real concerns. Not once did they tell me that libel was worse than being a sexual harasser. They listened to me. They



PHOTO KEYSTONE

SLUT WALK Women in Toronto fight back against harassment and lack of official support

treated me with dignity and respect. But most of all, they believed me. Toronto, despite appearances, has a history of dismissing women's concerns. In 2014, after it was revealed that high profile celebrity Jian Ghomeshi had physically abused several women, Toronto police chief Bill Blair encouraged women to come forward. However, as the CBC reported at the time, when one woman heeded his advice and contacted police, her case was dismissed as "he-said-she-said." The Huffington Post also reported that Toronto police were victim-blaming young high school girls for their attire. In 2012, 472,000 sexual assaults were reported to police in Canada but only 1,610 led to guilty verdicts, which makes for an exceptionally low conviction rate, as The Toronto Star reported in

2012, and corroborated by The Globe and Mail.

And to complicate things even further, in 2015 three Toronto police officers were charged with gang rape, as reported by The Toronto Star. How can women feel safe to come forward to the police when even the police are attacking us?

London, however, seems to be taking a different approach. First and foremost, they acknowledge the systemic problems that still permeate the police when it comes to handling sexual harassment cases, and they acknowledge that harassment in the workplace is still a major problem that they need to tackle head-on.

And, after acknowledging these problems, they have prompted the London Metropolitan Police to conduct an independent investigation and report into how they handle such cases. The London Police freely admit that they do not always handle cases in an appropriate manner, and they feel an independent review and policy changes were warranted.

A Zero-Tolerance Policy for Nightclubs

Some of these policy changes include adopting a zero-tolerance policy for nightclubs in the Southwark borough area, which is where I lived in London, which was a direct response to the number of women who reported being groped in nightclubs. And, even more effective were the efforts by the London Underground in conjunction with London Police to encourage women to report harassment on-and-off the tube. There are posters all over tube carriages and platforms with phone num-

bers when can call if they've been sexually harassed or assaulted on the tube, or off the tube. When I lived in London, I had these numbers saved in my mobile phone. London Police have also taken measures to offer support services for male victims of sexual violence.

In contrast, transit police in Canada have been widely criticized for their handling of sexual assault on public transportation, and their efforts pale in comparison to the London Underground, as detailed in The Globe and Mail.

As a result, women in Toronto have banded together to fight back against the systemic inequalities we face. Our most notable effort has been the formation of the SlutWalk march. SlutWalk is a worldwide movement against victim-blaming, survivor-shaming, and rape culture. Originating in Toronto in 2011, it started as a direct response to a Toronto Police Services officer perpetuating rape myths by stating "women should avoid dressing like sluts in order not to be victimized". The march and the issues it addresses have struck such a chord that marches have been organized in over 200 communities in North, Central & South America, Europe, Asia, and Africa.

In addition, there is the TFS-Toronto Feminist Squad Facebook group. It is a closed group that is only open to women in Toronto where we share, in solidarity, experiences and advice, post alerts of recent attacks, advise vigilance in certain areas, and where the posting of news items related to women's issues is shared. Women are actively carving out safe online spaces to increase solidarity amongst women and find support in a city where law enforcement has failed us.

The hope is that one day Toronto will mirror the efforts of the London Metropolitan Police so that our safety concerns are taken seriously. Yet ultimately, the hope is that we never have a reason to call the police ever again. ●

Christine Estima's writing has appeared in numerous publications. She has lived in Montreal, Toronto, London, Cologne, Brussels, Copenhagen, and is currently in Berlin. www.ChristineEstima.com

BALLETT
ZÜRICH



RESTLESS

Exklusiver Partner Ballett Zürich



Choreografien von Forsythe, Lee, Leon/Lightfoot, Portugal

PREMIERE 20 DEZ 2015